



Bote von der Ybbs.

Erscheint jeden Samstag.

Bezugspreis mit Postverendung: Ganzjährig K 8.— Halbjährig „ 4.— Vierteljährig „ 2.— Bezugsgebühren und Einschaltungsgebühren sind im Voraus und portofrei zu entrichten.	Schriftleitung und Verwaltung: Obere Stadt Nr. 33. — Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen, Handschriften nicht zurückgestellt. Ankündigungen (Inserate) werden das erste Mal mit 10 h für die vier-spaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen gewähren wir entsprechenden Nachlaß. Die Annahme erfolgt in der Verwaltung und bei allen Annonzen-Expeditionen. Schluß des Blattes Freitag 5 Uhr Am.	Preise für Waidhofen: Ganzjährig K 7.20 Halbjährig „ 3.60 Vierteljährig „ 1.80 Für Zustellung ins Haus werden vierteljährig 20 h berechnet.
--	---	--

Nr. 44.

Waidhofen a. d. Ybbs, Samstag den 31. Oktober 1914.

29. Jahrg.

Ämtliche Mitteilungen

des Stadtrates Waidhofen a. d. Ybbs.

Wichtig für Landwirte, Fleischhauer und Gastwirte.

Einschränkung der Kälberschlachtung.

In einer Zeit, in der die Armee einen so großen Fleischbedarf hat und auswärtige Zufuhren von Vieh und Fleisch in sehr geringem Maße oder gar nicht erfolgen können, ist es umso notwendiger, für die Leistungsfähigkeit der heimischen Viehzucht, vor allem für Maßnahmen zur Sicherung des Nachwuchses an Vieh zu sorgen, damit auch im Falle eines länger dauernden Krieges und nach Beendigung desselben ein genügender Viehstand vorhanden sei.

Aus diesem Grunde ist vom Ministerium eine Verordnung erlassen und im Reichsgesetzblatt Nr. 285 am 18. Oktober 1914 veröffentlicht worden, mit einer Gültigkeitsdauer vorläufig bis 31. Dezember 1914, wonach für Kälberschlachtung im Alter bis zu 6 Monaten eine gewisse Einschränkung auferlegt wird.

Kälber dürfen nur dann zum Zwecke der Schlachtung verkauft werden, wenn sie zur Aufzucht körperlich nicht geeignet sind,

wenn der Besitzer im Stalle keinen Platz oder wenn er zu wenig Futter hat,

wenn der Besitzer ohnedies während der letzten sechs Monate, vom Tage des Ansehens an gerechnet, zwei Drittel der gefallenen Kälber zur Aufzucht verwendete.

Ferner wird bei Bewilligung des Kälberschlachtens auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Besitzers Rücksicht genommen werden, da man von der Erwägung ausgeht, daß es kaum zum Vorteile der Viehzucht wäre, wenn dem Konsum alles Kalbfleisch entzogen und damit der Verbrauch von Rindfleisch sprunghaft und unverhältnismäßig gesteigert würde.

Ausgenommen vom Verbote der Schlachtung sind auch Kälber, welche vom Auslande eingeführt wurden und selbstverständlich solche, welche notgeschlachtet werden müssen.

Keine Anwendung findet diese Verordnung schließlich auf Kälber, welche nachweisbar vor dem Beginn ihrer Wirksamkeit (18. Oktober) angekauft wurden und binnen acht Tagen zur Schlachtung gelangen.

Zur Erteilung dieser Schlachtungsbewilligung sind in jeder Gemeinde eine oder mehrere vertrauenswürdige, sachkundige Personen bestellt, welche dem Züchter gegebenen Falles die Bescheinigung ausfolgen, die beim Verkauf dem Käufer übergeben werden muß.

Die Vieh- und Fleischbeschauper haben dann anlässlich der Beschau diese Bescheinigungen einzuziehen, zu sammeln und wöchentlich dem Vorsteher der Gemeinde, in welcher die Schlachtung erfolgte, zu übergeben, welcher sie wieder an die politische Behörde abliefern, von wo monatlich zweimal ein summarischer Ausweis über die Kälberschlachtungen an die k. k. Statthalterei eingeschandt wird.

Die in der Verordnung enthaltenen Strafbestimmungen sehen Geldstrafen bis zu 500 K., beziehungsweise Arrest bis zu einem Monate und, wenn die Uebertretung bei einem Viehhändler oder Fleischhauer und dergleichen begangen wird und die Voraussetzung des § 133 b, Absatz 1, lit. a der Gewerbeordnung zutreffen, die Entziehung der Gewerbeberechtigung vor.

Es liegt also im Interesse der Käufer und Verkäufer, diese Bestimmungen einzuhalten, welche gewiß in der besten Absicht zur Hebung der Viehzucht erlassen wurden.

Auscheiden! Cholera-Merkblatt Aufbewahren!

herausgegeben vom k. k. Ministerium des Innern, Oktober 1914.

1. Die Cholera ist eine übertragbare Krankheit. Sie wird dadurch hervorgerufen, daß ein bestimmter Krankheitskeim (Choleraabzillus) vom Mund aus in den Darm gelangt. Die Ansteckung geht in jedem Fall von einem Menschen aus, der die Krankheitskeime in seinen Entleerungen, insbesondere in den Darmentleerungen, ausscheidet. Die Ausscheidung findet nicht nur bei Choleraerkranken, sondern oft auch bei Genesenen (Dauerausscheider), mitunter auch bei gesund gebliebenen Personen (Bazillenträger) statt.

Er nimmt es Rupert nicht von fern übel. Das sei unpersonlich.

„Weil sein Edelmut bis zur Großartigkeit geht,“ sagte Herr van Holten voll Enthusiasmus.

„Na — na,“ machte Wally mit einer Handbewegung, die so ziemlich alles anzweifeln sollte, was der Papa etwa noch zum Ruhm seines Schwiegersohnes vorbringen könne. Und dazu lächelte sie und ihre schräggestellten, von unten aufblickenden Augen glänzten in einem geheimen Vergnügen.

Herr van Holten war zäh. Er stellte seine Ansicht von der Sache in jede mögliche Beleuchtung, um sie Bettina sichtbar zu machen. Umsonst, dies Mädchen, dem man so viel Güte und Liebe bewiesen, blieb blind. Der alte Herr war auf dem besten Weg, Bettina in das Register der Undantbaren, das sein Gedächtnis führte, einzutragen. Und das fühlte sie deutlich heraus.

Sie nahm eine hochmütige Haltung an und beschloß auf der Stelle, den Verkehr bei van Holten auf die großen Gelegenheiten zu beschränken, nur noch um des Scheines willen sich dort ab und an zu zeigen.

Vielleicht ahnte Wally, wie ihres Vaters Reden und Wesen wirkte und wollte kräftig ausgleichen. Denn sie machte fortwährend Randbemerkungen zu seinen Darlegungen, die sie ins komische übertrieb oder ganz und gar bespöttelte. Dabei lehnte sie gemütlich, als mache ihr die Szene viel Spaß, in einem der alten hohen Stühle und sah zu, wie ihr Papa beim Sprechen die Tischkante zum Stützpunkt von allerlei heredsamen Geistes brauchte.

Ein knapper Tuchrock umspannte ihre schmalen Hüften. Der Oberkörper schien voller und breiter durch eine graue Pelzbluse, die ein wertvoller Gürtel abschloß. Auf dem pikanten Haupt trug sie einen großen Hut, auch von grauem, silbrig schimmerndem Chinchillapelz, den ein dicker Tuff von gelben und orangefarbenen Blumen zierte.

2. Die Entleerungen, nicht die Atmungsluft, nicht die Hautausdünstung, enthalten Cholerakeime. Die Gefahr der unmittelbaren Uebertragung von Cholera ist geringer, als bei vielen anderen Infektionskrankheiten. Auch die Pflege Choleraerkranker ist ungefährlich, wenn jede Beschmutzung mit ihren Entleerungen vermieden wird (im Krankenzimmer nicht essen, trinken, rauchen!) oder wenn bei erfolgter Verunreinigung gründliche Reinigung und wirksame Desinfektion erfolgen.

3. Neben den Choleraentleerungen selbst, kommen für die Weiterverbreitung der Krankheit von Choleraentleerungen beschmutzte Gegenstände in Betracht (hauptsächlich Wäsche, Kleider, Geschirr und andere Gebrauchsgegenstände, Aborte, verunreinigtes Wasser, beschmutzte Nahrungsmittel).

Bestimmte Beschäftigungsarten, z. B. Flußschiffer, Flößer, Hafenarbeiter, die verunreinigtes Wasser trinken, Wäscherinnen, die unbedacht mit beschmutzter, nicht desinfizierter Wäsche umgehen, sind der Cholerainfektion in erhöhtem Maße ausgesetzt.

4. Das Fortschreiten der Cholera von einem Ort zum anderen erfolgt im Wege des Verkehrs; eine Verschleppung durch die Luft findet nicht statt.

5. Man laufe nicht aus Angst vor der Cholera davon, sondern bleibe in seinen gewohnten Verhältnissen.

6. Die wichtigsten persönlichen Schutzmaßnahmen sind:

Reinlichkeit des Körpers, namentlich Waschen der Hände nach jeder Verunreinigung (z. B. Abortbenützung), unter allen Umständen vor jeder Nahrungsaufnahme; Reinhaltung der Wohnung (zumal der Küche und Abort); Fernhalten von Fliegen usw.; Vermeidung der Verwendung nicht einwandfreien Trink- und Spülwassers (bedenkliches Wasser abkochen!), vor dem Genuß verdorbener, schwer verdaulicher Nahrungsmittel, ungekochter Milch, zu großen Mengen Obst, Salat, Gurken und dergleichen, vor zu reichlicher Nahrungsaufnahme überhaupt wird gewarnt.

Schlechte Wohnungsverhältnisse, ungenügende Bekleidung, unregelmäßige Lebensweise, Diätfehler, Unmäßigkeiten jeder Art, namentlich Trunksucht, wirken ungünstig ein.

Die vielfach marktchreierisch angepriesenen Schutz-

Wally sah sehr bleich aus und dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Aber sie schien sich doch wohl zu fühlen und war von sprühenden Uebermut offenbar ganz erfüllt.

Dieser merkwürdige Besuch versetzte Bettina geradezu in Verwirrung.

Wenn Wally nur gekommen war, um ihren Vater zu beaufsichtigen, wie sie scherzend gesagt, warum hatte sie ihn denn nicht lieber ganz zurückgehalten?

Es war rührend, bis zu welchem Grade der alte Herr den Schwiegersohn und dessen Entdeckung mit Wally als eins empfand. Als Bettina das so recht begriff, wurde sie weich und fühlte, daß sie all die Taktlosigkeit verzeihen konnte. Sie gönnte dem Geliebten jede Liebe . . .

Und dann kam ihr ein Gedanke: war Wally mitgekommen, um im Voraus zu zeigen, daß sie sich garnichts daraus mache, wenn man ihren Gatten angreife, daß sie immer blind an ihn und sein Werk glaube?

Sehr wahrscheinlich — ja, gewiß . . .

Bei Bettina ließen unklare Vorgänge stets eine große Beunruhigung zurück. Nun, da sie den Grund dieses Besuches erkannt zu haben glaubte, war er ihr ganz verständlich.

Ihr Gemüt wurde ruhiger und von einem wehmütigen Dankgefühl erfüllt: Gottlob, sein Weib stand fest neben ihm!

Und der Morgen kam, an dem Rupert am Frühstückstisch die medizinische Wochenchrift aus dem Streifband löste, um sie Bettina hinüber zu reichen.

Draußen stob bei scharfer Kälte dichter, leichter Schneefall nieder und hing Schleier vor die Fenster, so daß das Licht in den Zimmern grau und dürrig wurde. Bettina konnte deshalb die lateinische Schrift auf dem blanken weißen Papier nicht am Tische lesen. Sie ließ ihren Tee stehen und setzte sich ans Fenster und las —

Fast ein Adler.

Roman von Ida Boy-Ed.

Nachdruck verboten.

(18. Fortsetzung.)

Das war einfach gegen die Humanität! Das durfte nicht geschehen! Es muß verhindert werden.

Im Eifer folgte er offenbar unbewußt der Logik des gefassten Diebes, der den Richter für das ganze Malheur verantwortlich macht.

Wally amüsierte sich und rief dazwischen, daß Muschi sich doch garnichts daraus machen werde!

Aber der alte Herr fand nun einmal, daß der Gatte seiner Wally unantastbar sei.

Er sei gekommen, gab er zu, um Bettina ans Herz zu legen, durch Rupert den schrecklichen Andrejen zu bestimmen . . .

„Dieser Mann ist durch garnichts zu bestimmen, als durch wissenschaftliche Erkenntnisse,“ sagte Bettina.

„Wie dürfte ich wagen, mich in dergleichen zu mischen.“

„Papa,“ rief Wally lachend, „Bettina denkt: das ist kindisch.“

Bettina hatte es wirklich gedacht.

„Ja, Papa, du machst uns noch lächerlich. Du bist der himmlischste alte Papa, den es auf Erden gibt. Aber in so was steck' dich lieber nicht. Du hast ja auch gehört: Muschi sieht allem mit kalter Ruhe entgegen. Gott — das kann er ja auch — den Orden hat er weg — ich finde, das Band um den Hals steht ihm großartig, einfach tiptopp — na, und mit der Regierung ist es ja alles auch auf dem besten Weg: Abschluß des Verkaufs für anderthalb Millionen steht unmittelbar bevor. Na, und wenn wir Orden und Moneten haben, können uns alle Angriffe höchstens schnuppe sein. Muschi steht ja hoch darüber. Das hat er auch noch extra gesagt.“

und Heilmittel (Cholera Schnaps, Cholera Tropfen usw.) sind wertlos. Alkoholischen Getränken kommt keinerlei Schutz- oder Heilwirkung gegenüber Cholera zu.

In letzter Zeit wird vielfach die Choleraimpfung empfohlen. Ob diese Schutzimpfung vorzunehmen ist, hat ebenso, wie die Art der Behandlung, fallweise der Arzt zu beurteilen.

7. Zwischen Anstreckung und Ausbruch der Krankheit verstreicht bei der Cholera ein Zeitraum von einem halben Tag bis zu fünf Tagen (Inkubationszeit). Nach fünf Tagen ist daher ein Ausbruch der Erkrankung nicht mehr zu befürchten.

8. Die auffallendsten Krankheitserscheinungen sind bei ausgeprägten Fällen heftige, meist schmerzlose Durchfälle (Stühle von reisswasserähnlicher Beschaffenheit) und Erbrechen; hinzu treten oft unstillbarer Durst, Aufhören der Harnausscheidung, schmerzhaftes Muskelkrämpfe (namentlich Wadenkrämpfe), heisere, klanglose Stimme, starke Erschöpfung.

Die Krankheit kann bisweilen auch ohne schwere Gesundheitsstörungen unter den Erscheinungen eines bloßen Darmkatarrhes verlaufen. Sicherheit, ob Cholera vorliegt oder nicht, gibt nur die bakteriologische Untersuchung.

9. In Cholerazeiten ist dem Auftreten verdächtiger Krankheitserscheinungen erhöhtes Augenmerk zuzuwenden.

Bei jedem Krankheits- oder Todesfall an Cholera sowie bei jedem auch nur verdächtigen Krankheits- oder Todesfall sind der Sanitätsbehörde die gesetzmäßig vorgeschriebenen Anzeigen sofort im kürzesten Wege zu erstatten.

10. Kranke und Krankheitsverdächtige sind abzusondern, und zwar am zweckmäßigsten im Spital.

11. Personen, die aus einer Choleraegend einlangen, unterliegen einer fünftägigen sanitätspolizeilichen Ueberwachung am Anfunftsorte (ohne Verkehrsbeschränkung und persönliche Belästigung). Bei besonterer Anstreckungsgefahr (namentlich auch bei Bazillenträgern) kann isolierte Beobachtung angeordnet werden.

12. Wirksamer Desinfektion (fortlaufende Desinfektion am Krankenbett, Schlußdesinfektion) sind zu unterziehen: die Entleerungen der Kranken (Stuhl, Erbrochenes, Harn) sowie alle Gegenstände, die vom Kranken verunreinigt wurden oder verunreinigt werden konnten (z. B. Bett- und Leibwäsche, Kleidungsstücke, Ess- und Trinkgeschirr usw.).

13. Der öffentlichen Gesundheitspflege ist in Cholerazeiten erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Offensichtlich sanitäre Uebelstände sind zu beheben (vor allem hinsichtlich Wasserversorgung und Beseitigung der Abfallstoffe, ebenso Missetände im Lebensmittelverkehr, bei Massenbeherbergungen usw.).

Wasserversorgung, einwandfreier Beseitigung der Abfallstoffe wird die asiatische Cholera nicht einheimisch fallstoffe) wird die asiatische Cholera nicht einheimisch und kann, auch wenn Erkrankungen eingeschleppt werden, mit Erfolg bekämpft werden.

Der Bürgermeister:

Dr. Kieglhofer m. p.

Der europäische Krieg.

„Die Versuche der Russen, gegen den Raum von Turka vorzudringen, wurden erfolgreich abgewiesen.“

Aus dieser Mitteilung geht hervor, daß die Russen gleichzeitig mit ihrem Vorstoße in der Gegend der mittleren Weichsel, bei Warschau und Zwangorod auch den Versuch machten, den Südlügel unserer galizischen Stellung, dessen Druck auf die linke Flanke der Russen diesen offenbar sehr unangenehm wird, zurückzudrängen. Diesen Zweck verfolgten die Russen mit ihrem Vorbringen auf Turka, sie konnten ihn aber nicht erreichen, sondern wurden zurückgewiesen.

Auf dem Kriegsschauplatz in Russisch-Polen fanden am 28. Oktober keine größeren Kämpfe statt, ein Beweis dafür, daß die angekündigte Neuordnung der verbündeten Heere ungestört von den Russen durchgeführt werden kann. Der gewaltigen russischen Uebermacht ist es zwar gelungen, die Heeresleitung der verbündeten österreichischen und deutschen Armeen zu einer Aenderung ihrer Pläne zu veranlassen, nicht aber die österreichischen und deutschen Truppen zu schlagen. Selbst russische Berichte geben zu, daß der strategische Rückzug der Verbündeten in vollster Ordnung vor sich gegangen ist. „Mit peinlicher Sorgfalt räumen die Deutschen ihre Stellungen“ heißt es in einem der russischen Bulletins.

Den Angriff über die Weichsel hinüberzutragen war ganz ausgeschlossen, solange Rußland die Weichselbefestigungen innehatte. Man mußte die Russen den Fluß überschreiten lassen, da die Schlacht für die russische Heere weit ungünstiger ist, wenn sie hinter sich das starke Hindernis der Weichsellinie haben. Das Gelände, das den Russen nun zur Schlacht offen steht, wenn sie den verbündeten Heeren folgen, ist in jeder Beziehung weit ungünstiger als das hinter der Weichsel gelegene, von dem aus sie bisher vorgingen. Die verbündeten Truppen aber dürfen sich in einer Gegend ordnen, die, abgesehen von dem Vorteil der größeren Nähe der an Verkehrswegen reicheren heimatlichen Basis auch feste natürliche Stellungen bietet, an denen der russische Vorstoß schnell genug zum Scheitern kommen wird. Der bisherige Feldzug in Polen, der auf diesem Kampflanze den weitaus größten Teil der russischen Kräfte band, hat auf den beiden Flügeln der gewaltigen Stellung, die von Ostpreußen bis in die Karpathen reicht, die Lage der Verbündeten entscheidend verbessert. Im Nordosten ist Ostpreußen wohl endgültig gegen jede neue russische Belästigung gesichert, nachdem sich die Russen an der festen Stellung im Gouvernement Suwalki blutige Köpfe geholt haben und ihr kurzer Einmarsch nach Lyck mit einem überstürzten Rückzuge und einem neuen Offensivvorstoß der Deutschen endigte. In Galizien konnte Preßens entsezt werden, ein Ergebnis von gewaltiger Tragweite für den Verlauf des ganzen Krieges.

Die Russen haben auch den polnischen Feldzug mit schweren Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen bezahlt. Was aber für Rußland fast noch schwerer wiegt, ist die Einbuße von weiterem Artillerie-

material. Der Ersatz der verlorenen Batterien, die schon einen sehr fühlbaren Teil des gesamten Artilleriebestandes der russischen Armee ausmachen, ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden, da nur ein einziges Werk (Putilow) dafür in Frage kommt und eine Zufuhr aus dem Ausland nur noch auf dem ungeheuer beschwerlichen, langwierigen und kostspieligen Umwege über Wladivostok möglich ist, seit die Türkei die Dardanellen verschlossen hält. Die Feldhaubizen, die Rußland stets aus dem Auslande bezogen hat, können vermutlich überhaupt nicht ersetzt werden. Auch die übrigen Materialverluste sind schon ungeheuer groß. Noch schwerwiegender dürfte aber der Mangel an Offizieren sein, der in Rußland, wo die Zahl der ausreichend ausgebildeten Reserveoffiziere sehr klein ist, schneller fühlbar werden mußte als anderswo.

Vom belgisch-französischen Kriegsschauplatz wurde gemeldet, daß der deutsche Angriff bei Neuport langsam an Boden gewinne. Heute liegt die Meldung eines holländischen Blattes vor, daß Dixmuiden bereits in die Hände der Deutschen gefallen sei. Die Nachricht bedarf noch der Bestätigung, sie klingt aber nicht unwahrscheinlich, da die Deutschen bekanntlich den Yserkanal überschritten und bei Dixmuiden befestigte Stellungen am linken Ufer des Kanals eingenommen hatten, also in der Lage waren, Dixmuiden selbst von zwei Seiten anzugreifen. In den Kämpfen am Meere ist es neuerdings zu heftigen Geschüßkämpfen zwischen den englischen Kriegsschiffen und den deutschen Strandbatterien gekommen. Gute Fortschritte haben die Deutschen westlich Lille gemacht, während die englischen und französischen Gegenstöße überall abgewiesen wurden. Von großer Bedeutung ist ein Erfolg, den die Deutschen im Süden bei Verdun errungen haben. Dort unternahm die Franzosen, offenbar in der Meinung, daß von dort größere deutsche Kräfte abgezogen worden seien, einen heftigen Angriff. Dieser wurde nicht nur abgeschlagen, sondern von den Deutschen mit einem Gegenangriff beantwortet, in dem sie die französische Hauptstellung durchstießen und in Besitz nahmen. Es ist möglich, daß dieser Erfolg von entscheidender Bedeutung für die Kämpfe auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes sein kann.

Zu einer bedeutenden Schwierigkeit für England scheint sich der Burenaufrührer in Südafrika zu gestalten. Deutete schon die früher mitgeteilte Kundgebung des Generalgouverneurs der südafrikanischen Union über die Entdeckung einer Verschwörung in der Armee darauf hin, daß die Lage dort eine sehr ernste und für England bedenkliche sei, so geht aus den heute vorliegenden Betrachtungen der „Times“ sehr deutlich hervor, daß der Burenaufrührer einen Umfang angenommen hat, durch den die englische Herrschaft in der Kapkolonie ernstlich bedroht erscheint. Die angesehensten Burenführer, wie Beyers, der frühere Oberstkommandierende der südafrikanischen Armee, de Wet und Maritz, stehen an der Spitze der Aufständischen und diese Namen, die bei den Buren in ganz Südafrika den besten Klang haben, bürgen dafür, daß dem angloisierten Botha ein kräftiger Widerstand gegen seine schmähliche deutschfeindliche Haltung erwachsen ist. Die gegen die Engländer gerichtete Burenbewegung wird um so mehr an Boden gewinnen, als der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika in einem Aufrufe an die Buren feierlich

Ein Goethisches Wort hatte Professor Andresen über seine Abhandlung als Motto gesetzt. Es lautete: „Alle Männer vom Fach sind darin aber übel daran, daß es ihnen nicht erlaubt ist, das Unnütze zu ignorieren.“

Und dann legte er die Geschichte der Erforschung dieses häßlich-furchtbaren Feindes der Menschen dar und den Versuchen aller Gelehrten, die sich jemals daran abgemüht, ging er nach. Dem Lesenden eröffnete sich ein Blick auf ein Kolossalgemälde — es stellte Arbeit dar, stille, heiße, nie entmutigte, scheinbar resultatlose Arbeit, die nur reine Selbstlosigkeit, hohe Menschenliebe, begeisterter Wissensdurst leisten konnte. Erschütternde Mühen und als ihre Frucht das noch erschütterndere Wort: nichts! Es zeigte gläubige Berauschte, die sich an ihrer Arbeit so begeistert hatten, daß sie sich suggerierten, das Ziel sei erreicht, die Wahrheit gefunden. Und unter diesen als letzten, neuesten, gefährlichsten: Erasmus Ammon. Knapp und klar wurde aufgezeigt, wie die behandelten Fälle verlaufen waren, soweit Andresen und Halske sie hatten kontrollieren können. Die Ärzte waren genannt, die die entsprechenden Mitteilungen gemacht hatten. Diese Tatsachen sprachen sehr stark durch sich selbst. Dann wurde die indifferente Eigenschaft des Cancrois beleuchtet, das den Zustand der Kranken weder verschlimmere, noch verbessere, dennoch aber ihnen gefährlich werde, weil es sie hindere, sich zur rechten Zeit operieren zu lassen und damit die Rettungslosigkeit herbeiführe. Schließlich wandte Andresen sich in einfachkraftvollen Worten gegen die Art, wie auch dieser neue Irrtum reklamenhaft in Szene gesetzt worden sei und abermals das Schauspiel einer Verquickung von Wissenschaft und Geldinteressen gegeben habe.

Der Artikel war wie der Mann, der ihn geschrieben: von einer Selbstverständlichkeit, Klarheit und fast heiteren Ruhe, die unwiderstehlich wirkte . . .

So sprach er auch zu Bettina.

Sie sah bleich, fassungslos, bis in ihr tiefstes Wesen getroffen.

Sie wollte diesem Manne nicht und konnte nicht mehr dem andern glauben.

Ihr, der noch nicht an öffentliche Kämpfe gewöhnten Frau, ihr schien dies vernichtend.

Sie wollte Rupert fragen. Aber er war unterdeß lacht fortgegangen. Sie fühlte: mit Absicht.

Und er ließ sie den ganzen Tag allein mit ihrer hohen Erregung. Draußen hingen immer die Schneeschleier vor den Fenstern. Dem Geräusch der Straße hatten sich die weißen Hände auf den sonst so rastlos lautredenden Mund gelegt und der schien nur zu flüstern, wie ein krank Gewordener. Die Züge, die drüben aus- und einfuhren, sahen schwärzer aus wie sonst, sie hülsteten wie eilige Unglücksboten hin und her und ihr Rollen zitterte viel feiner als sonst durch die Luft, die zu voll von ihren durch sie hinreisenden Schneegästen war, um noch den Schall richtig befördern zu können.

Wenn doch wenigstens die Sonne scheinen wollte. Dann könnte man wieder wagen, Welt und Leben anzusehen.

In dieser zitternden Spannung mußte Bettina sich dann für das Fest am Abend anziehen. Rupert hatte telephoniert, er werde rechtzeitig kommen, um sie abzuholen.

Sie mußte wieder das leichte weiße Seidenkleid tragen, das sie zu Erasmus Ammons Hochzeit bekommen hatte. Rupert bestimmte sie damals, es anzuschaffen, er wollte nicht, daß seine Schwester durch ein dürftig modernisiertes Kleid in dem glänzenden Kreis peinlich auffalle. Sie sollte so einfach auftreten wie sie wolle, aber dies Einfache sollte dem Tag, der Gesellschaft und seiner Stellung angemessen sein.

Zur rechten Zeit war sie fertig und ging wartend im Wohnzimmer hin und her.

Alle paar Minuten erschien die rotblonde Erna in der Tür, im hübschen, runden Gesicht, das jetzt ganz ohne bärnliches Geprenkel war und sehr feine Farben zeigte, Sorge und Ungeduld.

Der Herr ist noch nicht da!“ meldete sie jedesmal, ohne auch nur einen Blick für die Erscheinung ihrer Herrin zu haben.

Bettina wußte es. Sie horchte ja selbst mit überwachsamem Ohr auf die Töne, die etwa draußen im Korridor laut wurden.

Dann endlich. Er ging sofort in sein Schlafzimmer und kam nach zehn Minuten zu Bettina.

Er gehörte zu den Männern, die mit dem Frack zugleich mehr Eleganz, mehr gute Gestalt anzuziehen scheinen und an Bornehmheit der Erscheinung gewinnen.

Aber er sah bleich und erregt aus.

„Auch eine Wallfahrt!“ dachte Bettina, als sie in den Wagen stiegen. Sie fühlte, es war in diesen Minuten klüger, nicht an das eine, das brennende Thema zu rühren.

Die van Holtens bewohnten ein sehr schönes Haus in der Hohenzollernstraße. Es strahlte von Licht und hallte von Leben wieder.

Die Geschwister kamen sehr spät. Gerade verflangen oben die Töne des ersten Tanzes, als sie im Erdgeschoß in den Garderobenräumen ablegten.

Bettina zitterten die Knie, als sie treppan stieg. Die Treppe mündete oben in einen hallenartigen Vorraum, den Tags einfallendes Licht erhellte und der heute durch Gruppen grüner Luxurgewächse den Charakter einer Art von Wintergarten bekommen hatte.

Alle Räume des ersten Stockwerks führten in diesen Vorraum, der bei Gesellschaften immer so kostbar ausgeschmückt wurde, um den Gästen kühl und intime Plauderwinkel zu bieten.

(Fortsetzung folgt.)

erklärt, daß sich der Kampf der Deutschen nicht gegen die Buren, sondern nur gegen die Engländer richte, die bis aufs äußerste bekämpft werden sollen. Es scheint, daß die Deutschen in Südafrika an den Buren, in denen der alte Haß gegen den englischen Feind aufblüht, kräftige Helfer gewinnen!

Der Krieg mit Rußland.

Das Attentat auf einen österreichischen Truppenführer.

Wien, 27. Oktober. Das Attentat, von welchem in einer der letzten amtlichen Meldungen aus dem Kriegspressequartier die Rede war, wurde auf den nunmehrigen Oberst Fischer, welcher sich in kurzer Zeit vom Range eines Majors bis zu dem eines Obersten emporarbeitete, verübt. Oberst Fischer hat sich besonders durch die Verfolgung der in die Bukowina eingedrungenen Russen unvergängliche Verdienste erworben, und hat sich besonders bei der Rückeroberung von Czernowitz ausgezeichnet, ja man kann sagen, daß durch seinen kühnen Handstreich die Landeshauptstadt der Bukowina wieder in unsere Hände gekommen ist. Er wurde deswegen zum Oberstleutnant befördert. Bei einer Autofahrt wurde auf Oberstleutnant Fischer, welcher sich den Beinamen „Ruffenshred“ redlich verdient hat, von einem rumänischen Lehrer aus Dornawatra, namens Gabrielescu, ein Attentat verübt. Gabrielescu feuerte auf ihn fünf Revolvergeschosse ab, die glücklichweise ihr Ziel verfehlten. Gabrielescu wurde sofort verhaftet. Bei der Leibesvisitation fand man Rubel und außerdem eine Liste. Der Mann wurde sofort einem Verhöre unterzogen, welches ergab, daß Gabrielescu von den russischen Behörden gedungen war, Oberstleutnant Fischer zu ermorden oder zu fangen, worauf ein Preis von 80.000 Rubeln ausgesetzt war. Gabrielescu wurde sofort standrechtlich erschossen. Man hat in Erfahrung gebracht, daß auch gegen eine weit höhere Persönlichkeit, nämlich gegen den ehemaligen Statthalter von Galizien, Dr. Bobrznski, ein Attentat geplant war, auf dessen Kopf eine bedeutend höhere Summe ausgesetzt war. Bobrznski, dessen russenfeindliche Gesinnung bekannt ist, ist bei den Russen sehr verhaßt. Oberstleutnant Fischer wurde anlässlich des glücklichen Ausganges des Attentates zum Obersten ernannt und erhielt auch eine Ordensauszeichnung.

Wien, 27. Oktober. Die heutige Nummer des l. f. Landwehrverordnungsblattes bringt folgende Verlautbarung:

Oberstleutnant Eduard Fischer, betraut mit dem Landesgendarmierkommando Nr. 13 in Czernowitz, wird in Anerkennung seines tapferen Verhaltens vor dem Feinde, seiner vielseitigen umsichtigen Tätigkeit, mit der er einer selbständigen Aufgabe in schaffensfreudiger Pflichterfüllung und mit zähester Energie nachgegangen war, zum Obersten ernannt.

Ein Anerbieten des Zaren an Italien.

Rom, 25. Silbhart. Die Agenzia Stefani meldet: Der russische Botschafter Krupenski begab sich gestern abends auf die Konsulta (italienisches Ministerium des Auswärtigen), um dem Ministerpräsidenten Salandra im Auftrage seiner Regierung eine Mitteilung zu machen. Der Wortlaut der Mitteilung, die eine von Petrograd an die kaiserliche Botschaft in Rom gerichtete Drahtung wiedergibt, ist im folgenden:

„Der Kaiser von Rußland hat in dem Wunsche, Italien einen Beweis seiner hohen Sympathie zu geben, anzuordnen geruht, den Vorschlag zu machen, daß alle österreichischen Gefangenen italienischer Nationalität freigelassen werden, wenn die italienische Regierung sich verpflichtet, sie während der ganzen Kriegszeit zu bewachen, damit sie nicht in die österreichisch-ungarischen Armeen zurückkehren können.“

Ministerpräsident Salandra erwiderte, daß er die sympathischen Intentionen des Zaren hochschätze und machte den Botschafter darauf aufmerksam, daß nach unserem inneren Staatsrechte jeder Italiener und Ausländer, der auf unserem Gebiete anlangt und keine Verbrechen begangen hat, frei ist und seine Freiheit in keiner Weise geschränkt werden kann. Es sei ihm daher nicht klar, wie wir eine Verpflichtung übernehmen könnten — selbstverständlich, um sie aufrechtzuerhalten — von Rußland ausgelieferte Gefangene einer Ueberwachung zu unterwerfen, so daß sie gehindert würden, irgendwo unsere Grenze zu überschreiten. Auf jeden Fall behielt sich Ministerpräsident Salandra auch im Hinblick auf die Neutralität, die Italien zu beobachten verpflichtet sei, vor, die Rechtsfragen, die eventuell daraus entstehen könnten, einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, indem er die zuständigen Stellen mit dem Studium derselben betraute.

Der Kampf vor Przemyśl.

Aus dem Kriegspressequartiers meldet der Korrespondent des „Berliner Tageblatt“:

Der Bahnverkehr erstreckt sich bereits über Sanok hinaus, was den Abtransport der Verwundeten und Gefangenen, Proviant- und Munitionsnachschübe wesentlich erleichtert. Die höheren Bahnbeamten kehren mit ihren Familien auf ihre Posten zurück, ebenso zahlreiche Flüchtlinge. Die arg mitgenommenen Straßenwalzen Lokomobile glatt. Vor Przemyśl dauert der Kampf fort, wobei sich die Front allmählich aus einer Fragezeichenform zu einem Halbmond verschiebt, dessen Innen-

seite vor Przemyśl liegt, während das Nord- und Südenende ostwärts ausgreifen, um die Russen in der Flanke zu bedrohen. Aus dem Petroleumgebiet Kommende, denen ich unterwegs begegne, versichern mir, daß Drohobycz und damit das wichtige Naphtazentrum bereits wieder im Bereich der österreichisch-ungarischen Armee seien. An der Nordfront entdeckte ein österreichischer Train in einem Ziegelofen 200 russische Soldaten, die sich dort zwei Tage lang ohne Nahrung versteckt gehalten hatten und nahm sie gefangen. Im Laufe des Tages trafen von der Schlachtfeldfront 8500 russische Gefangene ein. Weitere 15.000 Gefangene sind von Przemyśl und Jaroslau abgehoben unterwegs. Einen ergreifenden Anblick bietet das Heer der russischen Verwundeten, die zu Fuß an selbstgehackten Stöcken humpelnd oder zu Wagen von Chyrow kommend, müde im Straßenschmutz lagernd, der Einwaggonierung harren. Sie erzählen, daß vor Chyrow 300 zur Verstärkung herangezogene Geschütze nicht an die Front weiterkönnen, weil österreichisch-ungarische Artillerie sie bei jedem Versuch unter wütendes Feuer nimmt. Nach Mitteilungen von Militärärzten an mich sind die im verheulenen Gebiet bei den Fronttruppen mit Choleraimpfung gemachten Erfahrungen sehr günstig. Der Prozentsatz der Erkrankungen ist zurückgegangen, und selbst von den Krankheitsfällen enden nur verhältnismäßig wenige tödlich. Die Gefahr einer Epidemie darf als beseitigt gelten, zumal jetzt auch die kalte Jahreszeit einsetzt.

Die Leistungen unserer Motorbatterien in Przemyśl.

Der Kriegsberichterstatte des „Aj Est“, der während der Belagerung sich in Przemyśl befand, berichtet u. a.:

Auch Przemyśl hatte Belagerungsbatterien, schwerere und größere, als die Russen. Es waren die 30,5 er. Diese Belagerungsgeschütze leisteten hier Verteidigungsdienste. Man holte sie aus den Remisen hervor und es zitterten die Häuser in den Straßen der Stadt, als sie von den schweren Automobillokomotiven in die Forts gebracht wurden. Draußen, hinter den Deckungen und Forts, wurden sie in eine betonierte Stellung gebracht und sie warteten auf Arbeit.

Es wurde ermittelt, daß ein russisches Korpskommando sich in einem Kastell einquartiert hatte. Von dem einen Mörser fiel ein Ausschuß auf das Kastell. Der Kommandant des Mörsers bat flehentlich um die Erlaubnis, auf das Kastell schießen zu dürfen. Man wollte es nicht gestatten, da man dem Feinde nicht frühzeitig verraten wollte, was seiner in der Festung harrete. Die Gelegenheit war aber zu verführerisch und der Schuß wurde endlich gestattet. Es wurden drei Schüsse bewilligt. Ringsherum in Pitulice, Hermanowice und in den Kasernen der übrigen Lagerplätze wurden zuerst überall die Fenster entfernt und dann durfte es losgehen.

Infolge der drei Schüsse ging das Kastell vollständig in Trümmer. Man konnte durch das Zerglas die Wirkung der Geschosse bemerken, und später, als wir die Festung verlassen konnten, sahen wir uns die Trümmer an. Trümmer des Schlosses flogen einen Kilometer weit.

Leichen konnte man natürlich nicht mehr finden, doch aus der großen Anzahl der herumliegenden Pferdekadaver konnte man schließen, daß Lebewesen sich hier kaum hatten retten können.

Als die Belagerung fortgeschritten war, traten auch die Mörser häufig in Aktion. Sie gaben einzeln etwa 80 Schüsse ab, hauptsächlich in der Nacht.

Die gefangenen Russen.

Budapest, 26. Oktober. Der Kriegsberichterstatte des „Pester Lloyd“ meldet: Mit dem Abtransport der bei Przemyśl und in den letzten Kämpfen in Kriegsgefangenschaft geratenen Russen ist begonnen worden. Etwa 9000 russische Kriegsgefangene wurden mit der Eisenbahn nach dem Innern des Landes gebracht. Die russischen Kriegsgefangenen werden zum größten Teil in den neuen Gefangenenlagern, die auf österreichischem Gebiet errichtet worden sind, untergebracht. Die russischen Soldaten klagten ohne Ausnahme über mangelhafte Verpflegung. Sie hätten oft tagelang nichts zu essen bekommen, auch ihre Brotrationen seien häufig Tage hindurch ausgeblieben. Ferner sagen sie aus, daß es mit den Munitionsvorräten der russischen Armee zur Neige gehe. Bisher sei bei allen russischen Waffengattungen große Munitionsverschwendung üblich gewesen und die Folgen machen sich jetzt bei Infanterie und Artillerie in gleichem Maße fühlbar. Häufig komme vor, daß die Munitionskolonnen ihre Vorräte ausgegeben haben, und nachdem diese erschöpft seien, die Truppen geraume Zeit hindurch auf Nachschub warten müssen.

Aus dem deutschen Hauptquartiere.

Berlin, 26. Oktober. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz schreitet unsere Offensive gegen Augustow vorwärts. Bei Zwangorod steht der Kampf günstig. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen.

Berlin, 27. Oktober. Westlich Augustow ist der Angriff der deutschen Truppen in langsamem Fortschreiten.

Südwestlich Warschau sind alle Angriffe starker russischer Kräfte von unseren Truppen zurückgewiesen worden.

Nördlich Zwangorod haben neue russische Armeekorps die Weichsel überschritten.

Die Beschießung von Zwangorod.

Krakau, 27. Oktober. Nach dem Berichte eines polnischen Blattes sind drei Forts von Zwangorod gefallen. Die Beschießung hat bereits vierzehn Tage gedauert, lieferte aber erst ein Ergebnis der 42-Zentimeter-Mörser. Die Orte in der Umgebung von Zwangorod sind zerstört.

Deutsche Flieger über Warschau.

Saga, 26. Oktober. Aus deutschen Flugzeugen auf die Stadt geworfene Bomben töteten an einem Tage, 44, an einem anderen 62 Menschen.

Die Kämpfe in Galizien.

Wien, 28. Oktober. In Galizien ereignete sich auch gestern nichts Wesentliches. An manchen Stellen der Front haben sich beide Gegner eingegraben. Unsere schweren Geschütze vernichteten mehrere feindliche Batterien und Stützpunkte.

Die Kämpfe in Polen.

Berlin, 29. Oktober. Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz befinden sich unsere Truppen in fortschreitendem Angriff. Während der letzten drei Wochen wurden hier 13.500 Russen zu Gefangenen gemacht, 30 Geschütze und 39 Maschinengewehre erbeutet.

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz haben sich die Verhältnisse seit gestern nicht geändert.

Die Kämpfe in der Bukowina.

Budapest, 29. Oktober. Wie verschiedene Blätter erfahren, haben die österreichisch-ungarischen Truppen in den letzten Tagen Verstärkungen aus Ungarn erhalten. Die Österreicher vertrieben sodann die Russen aus Sereth, Franzenthal und Beretzany. Der von den Russen als Bürgermeister von Czernowitz eingesetzte Rumäne Boceanoea hat sich nach Rumänien geflüchtet. In den letzten Tagen haben auch Streitkräfte von österreichischen Landsturmeinheiten die Russen angegriffen, welche sich aus mehreren Ortschaften der Bukowina zurückziehen mußten, die sodann von den Österreichern besetzt wurden. Die gänzliche Räumung der Bukowina ist nur noch eine Frage weniger Tage.

Das russische Hauptheer.

Krakau, 29. Oktober. Nach der Meldung russischer Blätter befindet sich das große russische Hauptheer an der Weichsellinie zwischen Warschau und Zwangorod. Nach der gleichen Quelle wurde General Ruzki zum Kommandanten dieser Armee ernannt.

Rußland.

Die Einberufung des russischen Landsturmes.

Aus Petersburg melden schweizerische Blätter: Mehrere Klasse des Zaren verfügen die Einberufung des russischen Landsturmes (Opoltschenie). Die Festsetzung der Zahl der Jahrgänge ist dem Kriegsminister überlassen, und sie erfolgt in verschiedenem Umfang für die einzelnen Gouvernements. Doch geben den Zeitungen aus mehreren Städten Nachrichten zu, aus denen sich der Umfang der Einberufung ergibt. So wird aus Riga gemeldet, daß jene Klassen des Landsturmes einberufen wurden, die in den Jahren 1897 bis 1908 zu ihm aus der Reserve übertraten. Andererseits wird aus Nishnij-Nowgorod berichtet, daß dort der Landsturm sich zu stellen hat, der in den Jahren 1909 bis 1913 die Reserve verließ. In Riga war bereits früher der Landsturm aus den Uebertrittsjahren 1909 bis 1913 einberufen worden; die Deutschen, Letten und Esten stehen schon im Gefecht, während die storkussische Landsturmmannschaft noch verschont geblieben war. In Riga sind daher jetzt schon 17 Jahrgänge des Landsturms aufgeboden, also Männer bis zu 50 Jahren, weil die Dienstzeit in der Reserve der russischen Armee bis zu 35 Jahren reicht, je nach den Waffengattungen. Aufgeboden sind auch die Reservisten und Landsturmeinheiten (fünf Jahrgänge) im Amurgebiet und in den Küstengebieten des russischen Ostasiens, die übrigen Truppenteile Sibiriens waren schon gleich mit den Landsturmformationen aufgeboden worden. Mit einem besonderen Akas werden die Amur- und Assur-Kosaken unter die Fahnen gerufen, soweit sie zur Vervollständigung der Kosakenformationen erforderlich sind. Die Mobilisierung des Pferdmaterials in Sibirien ist angeordnet. Die Einberufung so vieler Jahrgänge des russischen Landsturms, besonders in den westlichen Gouvernements — erster Mobilmachungstag war der 8. beziehungsweise 12. Oktober — zeigt, daß Rußland gewaltige Anstrengungen macht. Bis die Mobilmachung des Landsturms beendet ist, werden mehrere Wochen vergehen, und besonders aus den asiatischen Gebieten werden die Verstärkungen nur schleppend eintreffen. Die Tatsache, daß in den Ostprovinzen schon früher fünf Jahrgänge Landsturm einrücken mußten, läßt die Vermutung zu, daß das Aufgebot des Landsturms weniger eine vorsorgliche Kraftanspannung, als eine bittere Notwendigkeit ist.

Rußland auf dem volkswirtschaftlichen Isolierstuhl.

Englands Absicht, uns während des Krieges volkswirtschaftlich zu isolieren, ist nicht erfüllt worden, dagegen wird sein russischer Freund durch den Krieg volkswirtschaftlich so ziemlich auf den Isolierstuhl gesetzt werden. Aus einem russischen Städtchen bei Kowno

schreibt der bekannte englische Schriftsteller Stephan Graham in der „Times“:

„Rußland ist im Begriff, von dem übrigen Europa abgetrennt zu werden. Libau und Riga sowie die übrigen baltischen Häfen sind für die Schifffahrt geschlossen. Das Schwarze Meer ist geschlossen, und die Häfen von Odessa, Sebastopol, Noworossisk und Batum liegen leblos daneben. Das Nördliche Eismeer ist etwas belebter geworden. Archangelst hat sich zu einem Kriegshafen entwickelt, wo amerikanische und englische Schiffe antommen. Englische Dampfer sind den Obflüssen heraufgekommen bis nach Tomsk. Das wird aber bald ein Ende nehmen, denn in den letzten Tagen des Oktobers friert das arktische Meer zu. Rußland steht dann nur noch die schwierige Verbindung zwischen dem Finnischen Meerbusen und Schweden offen. Doch auch der Finnische Meerbusen friert Anfang Dezember ein. Für Rußland bleibt dann nur noch der Weg von Wladiwostok übrig. Die Folgen der Blockade haben sich bereits in Rußland fühlbar gemacht. Die landwirtschaftlichen russischen Produkte können nicht mehr ausgeführt werden. Der große Handel mit Eiern und mit sibirischer Butter hat aufgehört, und die Butter wird nun in Sibirien zu jedem Preise verkauft, da sie nicht konserviert werden kann. Die Einfuhr hat ein Ende genommen, die Geschäfte haben keine Vorräte mehr, und die Preise sind außerordentlich gestiegen. Schuhe, Kleider, alles ist um 50 v. H. und mehr verteuert. Dabei wird die Teuerung mit jedem Tag größer.“

Der Krieg in Frankreich.

Das Vordringen der Deutschen.

Rotterdam, 26. Oktober. Nach den übereinstimmenden Meldungen der Kriegsberichterstatte der Rotterdamer und Amsterdamer Blätter sind die Deutschen auf der ganzen Linie von Ostende bis nach Arras in stetem Vordringen begriffen. Sie konzentrieren ihre Angriffe vorwiegend bei Arras und drängen dort die Verbündeten immer mehr nach Westen zurück. Der Widerstand der Franzosen und Engländer beginnt sichtlich zu erlahmen. Sie haben keine Reserven mehr ins Feld zu führen, während die Deutschen, gestützt auf das vielmalige Eisenbahnnetz hinter der Front, immer frische Verstärkungen nach den entscheidenden Punkten werfen.

Vom westlichen Kriegshauptquartier.

Der deutsche Tagesbericht.

Berlin, 26. Oktober. Westlich des Yperntals zwischen Nieuport und Dixmuiden, welche Orte noch vom Feinde gehalten werden, griffen unsere Truppen den sich dort noch hartnäckig wehrenden Feind an. Das am Kampfe beteiligende englische Geschwader wurde durch schweres Artilleriefeuer zum Rückzug gezwungen. Drei Schiffe erlitten Volltreffer. Das ganze Geschwader hielt sich darauf am 25. Oktober nachmittags außer Sichtweite.

Bei Ypern steht der Kampf. Südwestlich Ypern sowie westlich und südwestlich von Lille machten unsere Truppen im Angriff gute Fortschritte. In erbitterten Häuserkämpfen erlitten die Engländer große Verluste und ließen über 500 Gefangene in unseren Händen.

Nördlich Arras brach ein heftiger französischer Angriff in unserer Feuer zusammen. Der Feind hatte starke Verluste.

Die Kämpfe in Nordfrankreich.

Rotterdam, 26. Oktober. Die Stadt Roulers, die, wie Meldungen der Verbündeten behaupten, seit Anfang letzter Woche von den Deutschen geräumt worden sein sollte, war gestern abends im unbestrittenen Besitz der Deutschen. Der Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamse Courant“, der eben aus der Gegend von Arras zurückkehrt, telegraphiert von der Grenze, daß die Deutschen unmittelbar vor Arras stehen. Bei Arras ist seit dem vorigen Sonntag heftig gekämpft worden und unaufhörlich war Kanonendonner vernehmbar. Die Deutschen stehen also in gerader Linie Arras-Ypern-Dixmuiden. „Wir reisten“, so berichtet der Korrespondent weiter, „unbelehrt über Brüssel, Mons, Valenciennes, Denain und Douai in die Nähe von Arras. Unterwegs sahen wir lange Transporte mit Lebensmitteln und Liebesgaben für die Deutschen. Douai ist von der Bevölkerung verlassen, die Läden sind geschlossen. Je mehr wir uns Arras näherten, umso stärker wurde Geschützfeuer vernehmbar. Mit großer Mühe gelangten wir durch Brebieres und Gravelle, fuhren nach Bailloul und Neuville, von wo auch wir schon auf einem Hügel die deutsche Batterie sehen konnten, die regelmäßig feuerte. Aber dann befahl uns ein Offizier, zurückzufahren.“

400.000 Verwundete in Frankreich.

Berlin, 26. Oktober. In einem der „Bosnischen Zeitung“ zur Verfügung gestellten Brief aus Madrid vom 7. Oktober heißt es:

Die Stimmung in Biarritz ist außerordentlich niedergedrückt und resigniert. An Stelle der gemeldeten 1500 Verwundeten kamen 5000 und weitere 3000 sollen noch kommen. Die Zahl der in ganz Frankreich untergebrachten Verwundeten und Kranken aus dem Heere soll sich über 400.000 Mann beziffern. Dabei herrscht ein empfindlicher Mangel an Medikamenten und Krankenpflegermaterial. Tagelang behalten die Verwundeten das gleiche Stückchen Watte auf der Wunde, das

immer wieder umgedreht wird. Ferner liegen hier 400 unterwundete Engländer, die an Rheuma leiden und sich kaum rühren können.

Erkrankung des Generals Moltke.

Berlin, 25. Gilbharts. Wie aus dem Großen Hauptquartier mitgeteilt wird, ist General Moltke an Leber- und Gallenbeschwerden erkrankt. Die Krankheit gibt keinen Anlaß zu Besorgnissen. General v. Moltke befindet sich in guter ärztlicher Pflege im Großen Hauptquartier. In seinem Zustande trat bereits eine wesentliche Besserung ein. Seine Geschäfte sind dem Kriegsminister v. Falkenhahn übertragen worden.

Der Kampf zwischen Westende und Nieuport.

Der Kampf erstreckt sich zwischen Westende und Nieuport. Die Deutschen verfügen über weittragende Artillerie, die das Feuer der Schiffe erwidert. Es scheint, daß die deutsche Artillerie öfter das Ziel erreicht. Ich sah auf einem Schiffe Flammen aufblitzen. Die deutsche Marineartillerie ist in den Dünen vorzüglich verdeckt, so daß die englischen Kanonen sie nicht erreichen können. Englische Monitore und Kanonenboote zeigten sich als Punkte am Horizont. Der schreckliche Kanonendonner hält fortdauernd an. Flüchtlinge aus Russelaere berichteten, daß Russelaere bombardiert wurde. Die französischen Soldaten hatten, bevor sie die Stadt verließen, aus Häusern geschossen.

Berlin, 27. Oktober. Die Kämpfe im Abschnitt Ypere-Yperntal bei Ypern und südwestlich Lille werden mit gleicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die deutschen Truppen haben auch gestern Fortschritte gemacht.

Auf dem übrigen Teile der Kampffront im Westen haben sich wesentliche Ereignisse nicht zugetragen.

Kämpfe bei Dixmuiden.

Haag, 28. Oktober. Der Amsterdamer „Telegraaf“ meldet, daß die Kämpfe von Dixmuiden an Wildheit und Blutergießen und an Verluste von Menschenleben selbst die an der Maas und die an der Nethe übertreffen. Die deutschen Geschosse von Ostende und Nieuport bringen Tod und Vernichtung. Englische Soldaten ertranken in Massen. Fürchterliche Menschenopfer werden in Flandern gebracht, aber stets rücken neue Truppen ins Feuer. Der Kampf an der Küste wird noch nicht sobald beendet sein. Sehr groß ist die Zahl der Verwundeten, die in Autos und auf anderen Fahrzeugen aus der Front gebracht werden. Schulen, Seminare und Klöster sind in Lazarette umgewandelt. In den Dünen ist ein scharfer Patrouillendienst bis an die niederländische Grenze.

Kopenhagen, 28. Oktober. Aus Paris wird gemeldet: Die Schlacht auf der Linie Dixmuiden-Nieuport stellt sich dar als die blutigste, die die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Der Kampf schwankte tagelang hin und her. Einzelne Dörfer und Brücken wurden nicht weniger als achtmal erobert und wieder zurückerobert, jedesmal unter furchtbaren Verlusten für beide Seiten. Nachts ringt man nur im Nachkampf. Die Deutschen landeten unter äußerster Todesverachtung immer neue Abteilungen ins Feuer. Das von den Deutschen gewonnene Terrain sei nicht besonders groß oder wichtig, da die Verbündeten ihre Stellungen zwischen Ypern und Rousselaere und zwischen Armentieres und Lille halten können.

Die Kämpfe in Westflandern.

Haag, 28. Oktober. Nach hier eintreffenden Telegrammen hätten jetzt mehr als 20.000 Mann deutscher Infanterietruppen bei Dixmuiden den Yperntal überschritten. Ferner sollen die Deutschen noch den Kanal zwischen Armentieres und Warneton überschritten haben. Andererseits hätten die Franzosen bei La Bassée größere Truppenabteilungen nach dem Osten geworfen, mit denen deutsche Streitkräfte zurzeit in einen schweren Artilleriekampf verwickelt seien.

Berlin, 29. Oktober. Unser Angriff südlich Nieuport gewinnt langsam Boden. Bei Ypern steht der Kampf noch unverändert. Westlich Lille machten unsere Truppen gute Fortschritte. Mehrere besetzte Stellungen des Feindes wurden genommen, sechzehn englische Offiziere und dreihundert Mann zu Gefangenen gemacht und vier Geschütze erobert. Die englischen und französischen Vorstöße wurden überall abgewiesen.

Eine vor der Kathedrale von Reims aufgefahrene französische Batterie mit Artilleriebeobachter auf dem Turm der Kathedrale mußte unter Feuer genommen werden.

Südwestlich Verdun wurde ein heftiger französischer Angriff zurückgeschlagen. Im Gegenangriff stießen unsere Truppen bis in die feindlichen Hauptstellungen durch, die sie in Besitz nahmen. Die Franzosen erlitten starke Verluste. Auch östlich der Mosel wurden alle Unternehmungen des Feindes, die an sich ziemlich bedeutungslos waren, zurückgewiesen.

Im Argonnenwalde wurde der Feind aus mehreren Schützengräben geworfen und einige Maschinengewehre erbeutet.

Das Bombardement von Reims.

Rotterdam, 29. Oktober. Der Korrespondent der „Morningpost“ meldet, daß Reims fortwährend bombardiert werde. Der Schaden, der dadurch bisher angerichtet worden ist, werde auf eine Milliarde Franken geschätzt. Der Dom soll nur noch eine Ruine sein.

(Da es sich um eine englische Meldung handelt, muß sie wohl mit einem Fragezeichen versehen werden.)

Die Kämpfe an der Yser.

Genf, 29. Oktober. Dem „Matin“ wird gemeldet, daß gestern die Belgier an der Yser eine Schlappe erlitten und sich zurückgezogen. Die Schlacht ist von neuem heftig gewesen.

Ein Nachtkampf.

London, 28. Oktober. Die „Times“ schildern einen Nachtkampf wie folgt: Es ist dunkel, das Kanongebüll hört auf. Plötzlich ertönt ein scharfes Pfeifen, und im Nu steht ein Waldchen, vorher mit Petroleum übergossen, in Flammen. Ueber die Landschaft verbreitet sich eine Helle, und massenhaft sprangen die Deutschen aus einem nahen Rübenfelde auf und gegen die 400 Meter entfernt liegenden englischen Schützengräben. Singend und unter Hörnerjhall stürzten sie vorwärts nach den englischen Stellungen. Sie glauben, die Engländer überrumpeln zu können, aber diese sind eben nicht unvorbereitet und eröffnen das Feuer. Der Kampf wird immer näher geführt und schließlich zum Handgemenge und bietet beim Licht des brennenden Gehölzes einen gespensterhaften Anblick.

Die ausgebliebene englische Unterstützung.

Rosendaal, 27. Oktober. Aus Mitteilungen belgischer Entwaffneter, die nach den gestrigen verlorenen Gefechten zwischen Thielt, Deynce und Tourout sich auf holländisches Gebiet flüchteten, geht hervor, daß die dem König Albert zugesagte Unterstützung der Engländer ausgeblieben ist. Wie dem Kriegsminister Broqueville aus dem französisch-englischen Hauptquartier gemeldet wurde, sollten 30.000 Mann verbündeter Truppen zu den belgischen Heeresresten stoßen und an der Wiedereroberung Mittelflanderns teilnehmen. Die erwartete Hilfe ließ drei Tage lang auf sich warten. Es war den unter der Führung König Alberts stehenden Belgiern nicht möglich, den wichtigen Punkt Rousselaere zu halten. Die Belgier verlor dort dreitausend Mann.

Kaum hatten die Belgier den Rückzug angetreten, rückten französische Dragoner an, jedoch zu spät. Den Deutschen, die ihre Geschütze in sehr vorteilhafte Stellungen gebracht hatten, gelang es, nach einem einstündigen Kampfe, an dem sich auch Franktireure beteiligten, den Franzosen eine empfindliche Schlappe beizubringen und sie zum schleunigen Verlassen des Ortes zu zwingen.

Tags darauf lieferten die belgischen Truppen kleine Gefechte auf der Linie Tourout-Thielt. Einer Vereinbarung gemäß erwarteten die Anführer einen starken Nachschub von englischen Truppen aus der Richtung Dixmuiden. Zum zweitenmale ließ man den König Albert im Stich. Trotz ihrer tapferen Haltung mußten die belgischen Truppen weichen.

Die Berichte der entwaffneten Belgier, deren Zorn über die lügenhaften Engländer keine Grenze kennt, sind für den Stand der deutschen Operationen sehr günstig. Die deutschen Marineoffiziere leisten Uebermenschliches, äußert sich ein Leutnant. Ihre glänzenden artilleristischen Kenntnisse verbunden mit einem aus Unglaublichen grenzenden Mut stößten uns allen Bewunderung ein. Ich kann wohl von den Engländern und besonders von den Franzosen sagen, daß sie sich couragiert benehmen, doch fehlt es unseren Verbündeten entschieden an einheitlichem Vorgehen und an gleichmäßiger Bewaffnung.

Armeebefehl des Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

Kronprinz Rupprecht von Bayern hat als Kommandierender der 6. Armee an die Soldaten folgenden, die Niedertracht der Engländer kennzeichnenden Armeebefehl erlassen:

„Wir haben nun das Glück, auch Engländer vor unserer Front zu haben, Truppen jenes Volkes, dessen Reider seit Jahren an der Arbeit waren, uns mit einem Ring von Feinden zu umgeben, um uns zu erdroffeln. Ihm haben wir diesen blutigen, ungeheuren Krieg vor allem zu verdanken. Darum, wenn Ihr jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung für die feindliche Hinterlist und so viel schwere Opfer! Zeigt ihnen, daß die Deutschen nicht so leicht aus der Weltgeschichte zu streichen sind! Zeigt ihnen das durch deutsche Hiebe ganz besonderer Art! Hier ist der Gegner, der der Wiederherstellung des Friedens am meisten im Wege steht.“

Der Krieg mit Serbien.

Erfolgreiche Kämpfe der Oesterreicher.

Wien, 26. Oktober. Seit dem 23. Oktober werden Erfolge unserer Truppen zwischen Motro und Rogatka gemeldet. Die Operationen zur Säuberung der bosnischen Gebiete machten weitere erfreuliche Fortschritte. Der auf Beliko, Brod und Bracerica westlich von Biograd eingeholte und gestellte Gegner wurde am 24. Oktober abends angegriffen und nach Biograd zurückgeworfen. Unsere Verfolgungstruppen erreichten gestern die Drina bei Biograd, Megjapa, Gorabca und westlich davon. Somit ist Ostbosnien bis zur Drina vom Gegner vollständig gesäubert. Bei dieser Aktion erbeuteten wir zwei Geschütze und eine große Menge Infanterie- und besonders Artilleriemunition.

Die montenegrinischen Abteilungen trennten sich von den Serben und zogen sich südwestlich zurück. Gleich-

Kann England die deutsche Flotte niederzwingen?

Ueber die minder günstigen Chancen der englischen Flotte im Seekrieg gegen Deutschland veröffentlicht die „Neue Züricher Zeitung“ nachstehenden interessanten Artikel:

Die deutsche Flotte kämpft unter ausgezeichneten geographischen Bedingungen. Davon überzeugt ein Blick auf eine Karte der Nord- und Ostsee. England besitzt in der Nordsee eine unbedingte Uebermacht und Deutschland kann nicht daran denken, sich ihm im offenen Kampfe zu stellen. Deshalb hat sich die deutsche Flotte hinter die Schutzwehr zurückgezogen, die durch Helgoland und die Befestigungen der Elbemündung gebildet wird. Außerdem operiert sie in der Ostsee, die ihr durch den Kaiser Wilhelm-Kanal zugänglich ist. Was kann England dagegen machen? Gewiß könnte es seinen Admiralen den Befehl erteilen, die deutsche Flotte aufzusuchen und zum Kampfe zu zwingen. Aber mit der Ausführung dieses Befehles wäre es schlecht bestellt. Zunächst Helgoland mit seinen gewaltigen Befestigungen im Wege, das einem Duzend Dreadnoughts die Wage hält, denn „An canon sur terre vaut trois sur mer“, dann kommen Cuxhaven, Brunnbüttel und die Küstenforts der Elbemündung, alle mit schweren Kanonen und Mörsern armiert, die auf den Weg, den eine angreifende Flotte nehmen müßte, genau eingeschossen sind. Daß auf diesem Wege Minen zu Hunderten lauern, ist selbstverständlich. Daß die deutschen Tauchboote, die diese Küstengewässer von Grund auf kennen, nicht müßig bleiben werden, ebenfalls. Die Aussichten der englischen Flotte, ihr Ziel durch eine Forcierung der Elbemündung zu erreichen, wären also äußerst gering. Der Angriff würde wahrscheinlich unter dem Feuer der Küstengeschütze zum Stocken kommen und mißlingen, genau wie der Angriff der japanischen Flotte auf die Befestigungen von Port Arthur, denen die der deutschen Nordseeküste weit überlegen sind.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt man, wenn man die Aussichten untersucht, die sich der britischen Flotte bei einem Angriff in der Ostsee bieten. Zunächst müßte die Einfahrt durch die dänischen Meerengen erzwungen werden, eine Aufgabe, die nicht so leicht zu lösen ist, wie sie aussieht, selbst wenn man die Minengefahr aus dem Auge läßt. Der südliche Ausgang des Sundes ist nämlich seiner geringen Wassertiefe (7 bis 8 Meter) wegen für Dreadnoughts und neuere Panzerkreuzer, also für das Gros der englischen Flotte unpassierbar. Das hat schon die Kronstadtfahrt des französischen Geschwaders unter Admiral Gervais ergeben, und inzwischen ist der Tiefgang der Schlachtschiffe bedeutend gewachsen. Die englische Flotte wäre also auf die beiden Belte angewiesen. Davon ist der Große Belt mit Sandbänken, Untiefen, Klippen und kleinen Inseln geradezu überfüllt, somit die Durchfahrt namentlich für größere Schiffe sehr gefährlich. Der Kleine Belt, der an der schmälsten Stelle nur 650 Meter breit ist, weist heftige Strömungen und viele Krümmungen auf, weshalb ihn die Schifffahrt fast gar nicht benutzt. Zieht man dazu noch in Betracht, daß alle Seezeichen entfernt worden sind, und daß das

Zahrwasser den dänischen Angaben nach mit Minen gespickt ist, so ergibt sich, daß eine die dänischen Engen forcierte englische Flotte sehr geringe Aussicht hat, wirklich in die Ostsee zu kommen.

Selbst wenn es aber der Mehrzahl der englischen Schiffe gelänge, die Belte zu passieren, so würde ihr Ziel noch lange nicht erreicht sein. An den südlichen, sehr engen Mündungen der beiden Zufahrtsstraßen würde sicher die deutsche Flotte lauern, die dem englischen Geschwader hier in sehr günstiger taktischer Stellung gegenübertritt und ihm die Entwicklung aus jenen Defileen erschweren, ja selbst unmöglich machen könnte, da die Ueberlegenheit der Engländer nicht zur Geltung käme. Der Ausgang einer sich in diesen Gegenden abspielenden Seeschlacht wäre also bei der geminderten Bewegungsfähigkeit der englischen Flotte sehr zweifelhaft, zumal die Ostseegewässer sich für die Verwendung von Tauch- und Torpedobooten hervorragend eignen.

Die deutsche Flotte könnte sich aber auch vor dem herandampfernden Gegner, nachdem sie ihm möglich viel Schaden zugefügt hat, auf Kiel zurückziehen, durch den Kaiser Wilhelm-Kanal die Nordsee gewinnen und von hier aus die englisch-französische Küste angreifen, wobei sie zugleich dem englischen Handel durch Wegnahme der im Kanal befindlichen Schiffe schwere Wunden schlagen würde. Der Schaden, den die englische Flotte in der Ostsee anrichten könnte, wäre demgegenüber gering, denn eine Beschädigung Kiels und der übrigen befestigten Ostseehäfen verspricht nur geringen Erfolg, und eine Landung erscheint angesichts der ausgezeichneten deutschen Küstenverteidigungstruppen vornherein unmöglich.

Wollte die englische Flotte also die deutsche unter allen Umständen zwingen, sich ihr zum Kampfe zu stellen, so bliebe angesichts des Kaiser Wilhelm-Kanals nur ein Weg: die englische Flotte müßte sich teilen, und die eine Hälfte die Elbemündung angreifen, während die andere in die Ostsee zu gelangen suchte. Eine solche Teilung, die man beim Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals ja im Auge gehabt hat, würde jedoch die Lage zu Ungunsten Englands verschieben; denn seine numerischen Ueberlegenheit würde dadurch verloren gehen, und die deutsche Flotte, die der Hälfte der britischen schon an sich gewachsen ist, hätte auf beiden Kampfplätzen noch alle die günstigen Umstände für sich, die oben näher erläutert wurden. Ein Kampf würde also mit einer starken Schwächung der britischen Flotte enden, während die Vernichtung der deutschen sehr unwahrscheinlich wäre. Auch dieser Weg erscheint für England also ungangbar, da es den Kampf ja nur dann wagen will, wenn es des Ausganges sozusagen sicher ist.

Anders läge die Sache, wenn es England gelänge, sich der Befestigungen an der Elbemündung von der Landseite her zu bemächtigen und dadurch den Eingang zum Kaiser Wilhelm-Kanal in seine Gewalt zu bringen. Voraussetzung dazu wäre die Landung einer englischen Armee an der deutschen Nordseeküste. Diese Küste ist jedoch an allen unbefestigten Stellen sehr leicht und auch sehr gut bewacht. Eine Transportflotte könnte also nicht anlegen, und die Ausschiffung müßte sich durch Boote vollziehen, eine gewaltige Aufgabe, deren Lösung bei einer Verteidigung des Ausschiffungsgebietes durch

deutsche Truppen fast unmöglich erscheint. Aber es bietet sich noch ein anderer Weg zur Ausführung eines derartigen Planes, ein Weg, der allerdings Hollands Neutralität verletz und der daher von England nicht gut betreten werden kann. Dieser Weg würde durch eine Besetzung Amsterdams geöffnet, das für ein auf die Elbemündung vorstoßendes englisches Heer eine ausgezeichnete Basis bildet. Ob ein solches Heer allerdings sein Ziel erreichen und nicht vorher aufgerieben würde, erscheint auch wieder zweifelhaft, selbst wenn man die Ueberraschung als wichtigen Faktor in Ansatz bringt.

Englands Aussichten auf eine eventuelle Niederzwingung der deutschen Seemacht sind also sehr gering. Sie verschlechtern sich noch mehr, wenn man die Tatsache in Betracht zieht, die man gewöhnlich bei Vergleichen zwischen der englischen und der deutschen Flotte zu vergessen pflegt, obwohl sie für die richtige Bewertung des Kampfwertes bisher von hoher Bedeutung ist: die geringe Lebensdauer der schweren englischen Schiffsgeschütze. Die Lebensdauer eines Geschützes wird nach der Zahl der Schüsse berechnet, die es abgeben kann, bevor es durch die gewaltige Hitze, die die sich entzündenden Pulvergase entwickeln, unbrauchbar wird. Dadurch werden nämlich Ausbrennungen in den Geschützrohren herbeigeführt, die die Züge zerstören und die Rohre erweitern, so daß die Geschosse schließlich nicht mehr die nötige Führung und Drehung erhalten. Infolgedessen überschlagen sie sich im Fluge und treffen entweder ihr Ziel überhaupt nicht, oder so, daß sie den Panzer nicht zu durchdringen vermögen. Mit diesem Umstand hat man besonders bei den schweren Schiffsgeschützen zu rechnen, da die Schnelligkeit der Ausbrennung mit dem Kaliber steigt. Bei gleichkalibrigen schweren Geschützen ändert sich die Schnelligkeit der Ausbrennung mit der Rohrkonstruktion, und zwar brennen die Drahtrohrgeschütze, die man in England benutzt, viel schneller aus als die Mantelringgeschütze, die die deutsche Flotte besitzt. Wie groß der Unterschied ist, geht unter anderem

aus dem amtlichen Bericht des italienischen Budgetvoranschlages vom letzten Jahre hervor, der die Lebensdauer der deutschen 30,5-Zentimeter-Mantelringrohre L/50, die die Hauptwaffe der deutschen Flotte bilden, auf 220 Schüsse angibt, während er die Lebensdauer der 34,3-Zentimeter-Drahtkanonen, mit denen die neueren englischen Linienfahrzeuge und Panzerkreuzer vom Dreadnoughttyp bewaffnet sind, auf nur 60 Schüsse beziffert. Der geringe Wert der Drahtkanonen hat sich auch im russisch-japanischen Kriege gezeigt. Die schweren japanischen Schiffsgeschütze, von England bezogene 30,5-Zentimeter-Drahtkanonen, hatten sich nach 80 Schüssen derart geweitet, daß sie in bezug auf Treffsicherheit völlig versagten. Selbstverständlich sind die Mängel der Drahtrohrgeschütze auch in England bekannt, denn man bemüht sich dort seit mehreren Jahren, ein brauchbares Mantelringrohr herzustellen. Bisher sind diese Versuche aber erfolglos geblieben, da es den englischen Stahlwerken nicht gelungen ist, genügend große Stahlblöcke in der erforderlichen Güte herzustellen. In bezug auf Geschützmaterial besitzt also die deutsche Flotte wohl die unbedingte Ueberlegenheit, was die an sich so ungleiche Partie ebenfalls zu ihren Gunsten beeinflusst.

Aus dem Kriegstagebuche eines Waidhofners.

19. Oktober 1914.

In Bilgoraj ist schon österreichische Verwaltung eingeführt. Die Geschäftsleute rechnen schon mit Kronen und Heller. In einem Wirtshaus bekommen wir sogar „Kotteleg“ zum Essen und Tee mit Rum. An jeder Ecke, ja beinahe vor jedem Haus stehen die Leute und verkaufen „Tei“. Da die Abende noch sehr schön, so sind die Teestände von unseren Leuten immer belagert. Im Wirtshaus des „Polen“, so nennen wir die ansprechendste Bude, die Bilgoraj besitzt, haben wir sogar einmal einen sehr gemütlichen Abend, wo Lieder gesungen und muntere Reden bei Weine, den wir uns selbst mitgenommen, gehalten werden. Am 5. um 9 Uhr früh fahren wir bei Regen und kaltem Wind gegen Rudka vor. Bis jetzt hatten wir eigentlich keine Waffen, außer etlichen Revolvern und zwei Gewehren. In Bilgoraj hatten wir für unsere Mannschaft Gewehre gefaßt, da wir eine Meldung bekamen, 200 Kosaken mit etlichen Geschützen seien durchgebrochen und machen die Gegend unsicher und plündern. Vom Ort wird unsere Mannschaft vergattert und für den Fall eines Angriffs instruiert. Unweit eines Forsthauses beginnt unser Bau. Im Forsthaue ist eine Wache stationiert und zwar Linzer. Da wir wegen einer anzuschließenden Fernsprechverbindung hier warten müssen, wird im Forsthaue von meinen Kameraden gleich wieder Karten gespielt und ich und andere wieder schlafen ein bischen. Es wird schon Dämmerstunde und wir bauen weiter durch den Wald. Da kommen uns einzelne Verwundete entgegen, die die abenteuerlichsten Dinge von Ueberfällen usw. erzählen. Wir glauben dies aber nicht. Nun hören wir auch schon ziemlich starken Kanonendonner, doch wir schätzen auf 30. bis 40 Kilometer Entfernung. Doch der Lärm des Geschützfeuers wird immer

stärker, was uns doch etwas stutzig macht. Wir wollen aber dennoch weiter fahren, da Rutka kaum eine Stunde weit entfernt sein kann und dort ein „Brähaus“ sein soll.

Da kommt uns im Walde, es war schon stockfinster, ein Spitalstrain entgegen, der fluchtartig rückwärts geht. Kosaken haben ein Feldspital überfallen. Nun müssen auch wir umkehren. Es ist eine große Verwirrung. Die Kutscher schreien und lärmen, die Offiziere kommandieren, ein Wagen bleibt stecken. Die kleinen russischen Pferde ziehen gewaltig an den Wagen. Wir schließen uns dem Spitalstrain an. Hinter uns drängen andere Trains. Eine eckliche Fahrt. Es ist eine kalte, finstere Nacht, die Wagen stoßen und werfen von der einen zur andern Seite. Spät nachts kommen wir in Bilgoraj an. Auch hier wird eben das Spital abgebrochen, man rennt mit Tragbahnen herum, transportiert Kranke und Verwundete auf Landesfuhrern. Auch die Post geht zurück. Unsere erste Station in Bilgoraj wird auch abgebrochen. Wir suchen unser Quartier wieder auf und nächsten Tag, Sonntag den 6., gehen wir weiter zurück. Die Leute gehen in ihren Nationaltrachten in die Kirche. Die Männer haben meist weiße Kittel, dann Schafpelze, schwarze Hauben und viereckige Kappen mit vier Quasten. Man bezeichnet diese als russisch. Hier sind natürlich zwei Kirchen, eine russische und eine katholische, beide sehr schön. Bei einem Lichtbildner kaufe ich noch Ansichtskarten und schicke sie in die Heimat; ob sie angekommen sind?

Einige Stunden außer der Stadt hält uns ein Sapeurhauptmann auf. Wir müssen Fernsprechverbindung mit Hauptquartier in Karol herstellen. Wir beziehen hier gleich auch Lager in einem großen Meierhof, in dem auch viel ungarisches Militär lagert. Am den Meierhof liegen zwei Kompagnien in Schwarmlinie. Die Gehöfte liegen auf einer seichten Anhöhe und vor uns liegt in unendlicher Weite die russische Ebene von finsternen

Wäldern bedeckt und darüber leuchtet der Vollmond in beglückender Pracht. Das kann man nur in Rußland sehen.

Wir sind die Nacht über in Bereitschaft und legen uns vollkommen angezogen ein wenig ins Heu. Am 7. früh gehen wir über Befehl nach Tarnograd wieder zurück, wo wir einen überaus idyllischen Lagerplatz beziehen. Am 8. ist Feiertag. Wir gehen früh in die katholische Kirche. Die Leute sind hier sehr bigott. Die Männer treten ein, knien sich nieder und küssen die Erde. Die Mehrzahl der Gläubigen kniet. Die Mädchen singen laut, ja sie schreien schon mehr, ebenso die Bettler und Bettlerinnen vorm Eingange beim Glockenturm, der hier bei jeder Kirche vom eigentlichen Gebäude getrennt ist. Abends sitzen wir auf der Terrasse des Bezirksgerichtes, wo wir wohnen. Es ist eine wundervolle, sternenhelle Nacht und wir sprechen von der Heimat. Unten am großen Ortsplatz leuchtet Licht von den vielen Teeständen. Andern Tags hatte ich mich nur der stillen Häuslichkeit gewidmet und nachmittags ging ich in unser Quartier. Es war gegen zwei Uhr. Meine Kollegen wollen gerade zum Kartenspiel anfangen und ich ein Verdauungsschläfchen machen, als es „Marm“ heißt. Zurück über die Grenze nach Sieniawa. Kaum daß wir unsere Siebensachen zusammenpacken konnten, gingen schon wieder weiter. Hinter uns rennen schon die Juden mit großen Pinkeln und laufen vor Angst, daß Kosaken kommen können. Den alten Weg gehen wir zurück nach Sieniawa. Am 10. um 3 Uhr 35 Minuten überschreiten wir wieder die Grenze und die schwarzgelben Grenzpfähle erblicken wir wieder. Sieniawa ist ja nun aus Zeitungen genügend bekannt. Hier blieben wir bis zum 16. früh. Unser Lagerplatz ist neben dem Friedhofe. Ich schreibe einmal im Wagen Briefe. Da schallt Trommelwirbel an mein Ohr. Ich seh einen kleinen Leichenzug. Ein Soldat wird begraben. Nochmals ein Trommelwirbel und ein Schuß — er ging zur kühlen Erde. Es war ein Ehrenschuß.

Zweitägiger Patrouillenritt im Feindesland.

Erzählung eines Husarenoberleutnants.

Von einem Ordonnanzritt zurückgekehrt, streckte ich meine müden Glieder in dem Schatten eines Haselstrauches, um ein wenig zu schlummern, während mein Diener mein einziges Mahl für heute, eine ärarische Konserve und einen Becher Tee, bereitete. Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, stand schon eine Ordonnanz an meiner Seite und rüttelte mich aus dem Schlaf. In seiner Hand das Befehlsbuch. Ich rieb mir die Augen und las: „Oberleutnant K. — meine Wenigkeit — hat sich um sechs Uhr dreißig Minuten nachmittags in bequemer Adjustierung in der Truppendivisionskanzlei zu melden.“

Kaum blieb mir Zeit, Konserve und Tee hinunterzuwürgen. Fünf Minuten früher als befohlen, überschritt ich die Schwelle des Divisionsstabsquartiers.

Dort warteten schon drei Eskadronskommandanten — zwei Rittmeister und ein Oberleutnant — als Jüngster stellte ich mich bescheiden am linken Flügel auf. Mit dem Glockenschlag öffnete sich die Kanzleithür, ein Generalstabsoffizier steckte den Kopf heraus: „Sind die Herren beisammen?“ Wir bejahten. Er winkte uns einzutreten und geleitete uns würdevoll zum „Allerheiligsten“, das wir nur auf den Fußspitzen zu betreten wagten.

Der Divisionär stand brütend über eine große Karte gebeugt. Nach kurzer, aber freundlicher Begrüßung begann er: „Die drei Herren Eskadronskommandanten gehen morgen früh als Nachrichten-Detachement über K. nach W. W. vor, wo laut Fliegermeldung starke feindliche Kräfte versammelt sind. Sie, Herr Oberleutnant, gehen mit Ihrem Zuge als selbständige Nachrichtenpatrouille gegen Flanke und Rücken des Feindes. Vor allem handelt es sich darum, festzustellen, wohin sich diese Kräfte wenden. Es steht zu befürchten, daß sie eventuell die westlich von uns operierende Armeegruppe, die in den letzten Tagen siegreiche Gefechte bestand, in die Flanke fassen wollen, um deren weiteres Vordringen zu verhindern. Unsere Armeegruppe ist noch zwei Tagemärsche zurück. Die durch ein Infanterieregiment verstärkte Kavallerietruppendivision geht morgen nach T. und Gegend vor und wird trachten, das eventuelle Vorgehen des Gegners so lange zu verzögern, bis unsere Armeetruppe heran ist.“

Nachdem uns ein schriftlicher Befehl mit Wegskizzen in die Hand gedrückt war, machte der Divisionär eine entlassende Handbewegung; mir aber winkte er, noch zu bleiben. Meine Schulter klopfend, sagte er: „Ich kenne Sie als schneidigen, umsichtigen Patrouillenkommandanten. Ihre Aufgabe ist schwierig, aber lohnend. Von Ihren Meldungen hängt viel ab. Es ist möglich, daß Sie zwei Tage am Feind bleiben müssen. Bei aller Schneid also fluge Vorsicht. Hoffentlich kann ich bald zum Verdienstkreuz gratulieren. Adieu!“ So lange hatte der Divisionär noch nicht mit mir gesprochen.

Meine Aufgabe, in Flanke und Rücken des Gegners Einblick zu gewinnen, war nur dann zu lösen, wenn es mir gelang, raschestens den B. . . fluß zu erreichen. Ueber dieses große Hindernis führte nur eine Brücke bei U.

„Ein unbeweiht Vergessen, wie brav er gekämpft auch hat.“

Was wohl zur selben Stunde sein Mütterlein in der Ferne denken mag?

Abends gehe ich durch die Stadt. Es ist Schabes (Samstag) Vorabend. Durch die Fenster sieht man überall festliche Beleuchtung. Die Weiber verhüllen ihr Gesicht und beten. Die Männer haben mit Pelz verbrämte Mützen auf und gehen mit großen Betbüchern in die Synagoge. Der Anblick der vielen Lichter erinnert beinahe an unser Weihnachtsfest.

Am 12. Es muß doch hinter den Kulissen etwas vorgehen. Massenhaft Train kommt zurück, auch staubbedeckte Reiter, an den Festungswerken wird fieberhaft gearbeitet, in polnischer Sprache wird verschiedenes ausgetrommelt, ein gefallener Kosak wird in die Stadt gebracht. Mit einem Wort, es geht was vor! Heute den 15. donnerts um und um. Die Häuser im Umkreise des Weichbildes der Stadt werden niedergebrannt und Flugzeuge schwirren und rattern in der Luft.

Wir sitzen abends im Freien beim Tee und erzählen und singen. Da sehen wir Scheinwerfer und Leuchtkugeln arbeiten und an vielen Stellen die Feuersbrände leuchten. Auch Gewehrfeuer, wahrscheinlich Vorpostengeplänkel hört man. Da kommt Befehl. 6 Uhr früh Abmarsch nach Lancut.

Am 16. Es ist ein ruhiger Morgen. Nach und nach wird das Dunkel der Nacht grau und lichter. Die ausmarschierenden Soldaten sieht man zuerst nur als zusammenhängende dunkle Masse, dann lösen sich Schwarmlinien gegen den Wald auf. Reiter sprengen einher. Es hat doch etwas Benwingendes, Großes, ein Schlachtenmorgen.

„Ahnungsgrauend, todesmutig
Bricht der große Morgen an.“

Wir fahren fort und hören lange noch den dumpfen Ton der mordenden Geschütze. Ueber die Felder zogen

Mein erstes war, die schwächeren Pferde und Leute meines Zuges auszutauschen, wozu mein Eskadronkommandant nur schwer zu bewegen war. Eine Extrahärration für heute und absolute Ruhe für die Mannschaft, dann ging ich selbst auch schlafen.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr stand mein Zug, dreißig Reiter, spiegelblank, zum Abgehen bereit. Ich ließ vorsichtshalber jedem Husaren noch zwanzig Patronen austeilen, so daß jeder jetzt über hundert Stück verfügte, nahm für drei Tage Konserven mit, rief zuerst die Unteroffiziere zu mir — der Rittmeister hatte mir gütigst auch den zweiten Wachtmeister mitgegeben —, instruierte sie eingehend über unsere Aufgabe, teilte ihnen die Wegskizzen aus, die ich an der Hand der Generalkarte angefertigt hatte, und hielt dann noch eine kräftige Ansprache an meine Husaren, die vor Bergnügnen grinsten. Dann bestimmte ich den Zugsführer mit sechs Reitern als Vorpatrouille und so ging es dann in Gottes Namen der ungewissen Zukunft entgegen.

Der Einjährig-Freiwillige meines Zuges war Schüler der orientalischen Akademie gewesen und sprach außer mehreren andern Sprachen auch polnisch und russisch. Ich ernannte ihn zu meinem Adjutanten. Auch hatte ich mir in S. von dem dort stehenden Jungschützendetachment zwei berittene junge Polen erbeten, von denen einer jetzt stolz an meiner Seite ritt, den andern hatte ich bei der Vorpatrouille eingeteilt. Beide sprachen perfekt russisch.

Der Tag war wunderschön. Der Himmel wolkenlos. Ein leichter, kühler Lufthauch umspielte unsere Wangen, nur die Straße, die ich bis zur Grenze benützte, war holprig und staubig. Wir trabten an, rechts und links die wenig betretenen Straßenbanketts benützend, deren kurzgeschnittene Vegetation den Hufschlag milderte. Unsere Pferde gingen in gleichmäßigen Trab wie eine Maschine, höchstens drehte das eine oder das andere neugierig den Kopf rechts und links. Jetzt taucht ein Teich mit flachem, schilfigem Ufer rechter Hand auf. Wo der zu Ende war, lief die Grenze. Wir verließen die Straße, um rechts einen Feldweg einzuschlagen. Der Boden war weich, elastisch. Wir hörten den Hufschlag nicht und glitten lautlos dahin wie Geister. Ein Edelhof lag links in einer buschigen Mulde. Niemand zeigte sich, die Ruhe des Todes lag über ihm. Nun kam eine holprige Brücke, die lebensgefährlich schien. Wir passierten einzeln im Schritte und ließen die Pferde ein wenig verhalten. Ein zweiter See erschien, am sandigen Ufer lag ein großes Dorf, dessen ebenerdige Hütten ein Bild des Schmutzes und Elends darboten. Alte Männer, junge Weiber, halbnaakte Kinder standen herum und gafften uns stumpfsinnig an. Unser Jungschütze nahm sie ins Gebet. Es waren Katholiken, Polen. Russen hatten sie, die letzten vor fünf Tagen gesehen. Kosaken, die ihnen alles Vieh weggetrieben und alles Eßbare davongetragen haben. Es wurde warm; Bremsen belästigten die Pferde, plumpe, zudringliche, die auch uns nicht verschonten und uns umsummten.

Die Vorpatrouille hielt und sah nach der unweit vorbeiziehenden Straße hinüber. Dort war lebhafter Verkehr bemerkbar. Fuhrwerke wirbelten Staub auf, eine Viehherde trottete gegen Nordost. Ich sah mit dem Glase hin. Nichts Verdächtiges. Ich gab das Zeichen „Vorwärts“ und wieder trabten wir an. Die Lisiere des Waldes, welchem wir zustrebten, wuchs zusehends in die

gegen S. große Massen Kavallerie in ihrer schmutzen Uniform, mit den schmutzen, zierlichen Pferden.

In einigen Tagen erfuhren wir von den Kämpfen um den Brückenkopf in Sieniawa. — — —

21. Oktober 1914.

Auf dem ganzen Weg kommt uns Kavallerie, Manen usw. entgegen, die als Verstärkung der Besatzung Sieniawas kommen. Ein Major macht uns aufmerksam, daß Kosaken in den Wäldern sind. Wir nehmen Revolver und Gewehre zur Hand und machen uns für einen allfälligen Ueberfall bereit.

Ein wenig erfreuliches Bild bietet sich uns hier längs der Straße. Die kleinen Bauernhäuser werden von unserem Militär niedergehauen oder auch niedergebrannt. Es ist aus militärischen Gründen notwendig, um dem Feind keine Deckung zu gewähren.

Beinahe vor jeden Häuschen sitzen weinend die Besitzer, die nun ihr Heim verlassen müssen, in dem sie jahrelang Freud und Leid erlebten. Ihr wenig Hab und Gut laden sie auf eine Landeszuh, die sie in sicheres Land führen soll. Die Kinder aber springen lustig umher, nicht ahnend, welch großes Leid ihre Eltern bedrückt. Mittags kommen wir nach Pzeworst, wo wir an der Straßenkreuzung stundenlang warten müssen, da ein ganzes Armeekorps durchzieht. Spät abends kommen wir nach Lancut. Nur durch Zufall bekommen wir in einem ganz erbärmlichen Raum ein Strohlager. Nächsten Tag müssen wir mit Bahn nach Jaslo fahren. Bei der Abfahrt treffe ich einige Waidhofner Bekannte (Sattler, Bogner). Endlich kommen wir einmal in eine Gegend, die einladend und freundlich ist. Ein liebliches Hüggeland breitet sich vor uns aus.

Auch die Bevölkerung ist entgegenkommender.

Das rote Kreuz bewirbt uns in einer Station, was uns sehr wohl tut, da wir schon zwei Tage beinahe nichts im Magen.

Höhe. Die obere Begrenzung bekam Rundungen, Wellen und Buchten. Aus dem Blaugrau wurde allmählich ein dunkles Blaugrün. Man konnte schon einzelne der gewaltigen Stämme unterscheiden. Eine Wiese lag vor uns. Ein Zeichen, ein kurzer Jungenschlag und in ruhigem, langem Galopp gingen nun bis in den Wald hinein. Dort machten wir Halt, stiegen ab und ließen die Gurten nach, den hier beschloß ich, zu rasten. Es war zehn Uhr.

War das ein Wald! Ich hatte in meiner Heimat noch keinen, der ihm ähneln würde, gesehen. Meine Husaren staunten ihn an wie ein Weltwunder. Ohne Unterholz, ohne Buschwerk, Eichen, nichts als Eichen, wohl Hunderte von Jahren alt, soweit das Auge reichte, Stamm an Stamm, weit von einander entfernt, mit Kronen von gewaltiger Breite, ein einziges Blätterdach. Der Boden eben wie ein Tisch, trocken, elastisch, mit kurzem, leichtem Moos bedeckt. Ich befahl, patrouillenweise zu hafern, während ich die Karte studierte. Der Wald zog sich, immer die Straße auf fünf- bis siebenhundert Schritte begleitend, fast bis an den B. . . fluß. Ich beschloß, da zu bleiben, mich nahe an der Lisiere haltend, konnte ich alle Vorgänge auf der Straße beobachten, und blieb vollkommen verborgen.

Um halb elf Uhr vormittags wurde der Marsch fortgesetzt. Ich befahl den Leuten, Wegmarken herzustellen, damit sie sicher zurückfänden, bestimmte schon jetzt vier Husaren, welche die ersten zwei Meldungen zurückbringen sollten, und schärfte ihnen ein, sich wiederholt umzusehen, damit sie genau über den einzuschlagenden Weg orientiert seien.

Um zwölf Uhr mittags wieder ein Halt.

Auf der Straße, die direkt nach K. führte, einer Stadt am B. . . fluße, sah man Staubwolken. Vorn eine kleinere, auf zirka achthundert Schritte dahinter eine größere. Das sah verdächtig aus. Ich führte den Zug auf hundert Schritte tiefer in den Wald, ließ abhören und ging mit dem Einjährigen und meinem Jungschützen bis an den Waldrand vor. Dort legten wir uns nieder und nahmen unsere Gläser. Meine Vermutung bestätigte sich. Es war russische Kavallerie. Kosaken. Die Lanzenspitzen blinkten in der Sonne. Sie ritten ganz unbesorgt in Zotteltrab. Voraus eine Solnie ohne Vorpatrouille, hinter ihr der Haupttrupp. Der Einjährige zählte fünf Eskadronen. An der Weggabel, beiläufig tausend Schritte südlich meines Standpunktes, bogen sie in südwestlicher Richtung ab, auf den Weg, der nach der Karte gegen T. führte, denselben Ort, welchen meine Division morgen erreichen wollte.

In wenigen Minuten war meine Meldung in Stizzenform fertig, einige Worte als Legende dazu und die mittlerweile aufgefessenen Meldereiter, denen ich befahl, bei der Eskadron zu bleiben, weil ich ihnen nicht sagen könnte, wo sie mich finden würden, ritten auch schon davon. Mittlerweile meldete die Vorpatrouille, einer ihrer Seitenreiter habe zirka zehn Minuten von unserem Standpunkt entfernt ein kleines Hegerhaus entdeckt. Rasch entschlossen, befahl ich meinem Jungschützen, es auszuforschen, falls es bewohnt sei, die Leute auszuforschen und raschestens wieder zu mir zurückzufahren. Drei Husaren und den Seitenreiter gab ich ihm mit.

Nach überlegte ich, was ich nun anfangen sollte, als wir von weiten das Rattern eines Motors hörten. Er kam

Jaslo ist eine schöne, hübsche Stadt und anfangs bekam man sogar Bier usw., was zum Essen. Wir quartieren uns in einer Schule ein und schlafen seit langer Zeit wieder einmal in einem Bette. In Jaslo machen wir zum erstenmale Dienst bei Telegraph und Telephon. Nach einigen Tagen erkrankt mein Kamerad schwer und ich leicht „ruhrverdächtig“. Man steckt uns gleich ins Ruhspital, wo man uns sofort fest mit „Opium“ bearbeitet. Ueber das sogenannte Ruhspital weiter zu schreiben, möge mir erspart bleiben. Am 23. früh verlasse ich das Spital, muß aber meinen Kameraden schwer krank zurücklassen. Unsere Abteilung ist einseitigen per Achse wieder weitergereist.

Der Regimentsarzt gibt mir Auftrag, mich mit Bahn nach Neufandez zu begehen, wo ich nähere Weisungen einholen soll. Ich komme um halb 10 Uhr früh zur Bahn und nachts 1 Uhr fuhr der Zug erst ab. Ich hatte die letzten Tage gehungert, da kommt wie vom Himmel Ing. Sepp Inzühr daher, er fuhr einige Minuten später mit Panzerzug dem Feinde entgegen und gibt mir Salami und Brot und hilft mir aus arger Not. Die Fahrt dauert nach Neufandez vom 23. bis 25. früh. Ich werde diese Fahrt nie vergessen. Die Wagen waren durchwegs zum Erdrücken voll von meist jüdischen Flüchtlingen. Kaum fahren wir zehn Minuten, so wird wieder auf 1 bis 2 Stunden angehalten. Einige jüdische Badfische nehmen sich meiner an und teilen ihre Mundvorräte redlich mit mir, sonst wärs mir recht schlecht ergangen. Der Maschinenführer gab uns heißes Wasser, damit wir uns einen Tee machen konnten; wie der war, läßt sich denken. In den Stationen war gar nichts zu erhalten.

Nach dieser Fahrt, von der ich noch manches erzählen könnte, kam ich todmüde in Neufandez an. Hier hatte ich Glück. Vor mir waren auf demselben Weg Kameraden nach Neufandez gekommen und hatten eine verlassene Wohnung aufsperrten lassen und hatten dort recht gemütlich. Ich traf zufällig einen derselben, der

2. Beilage zu Nr. 44 des „Boten von der Hubs“.

Aus dem eroberten Antwerpen.

Aus dem eroberten Antwerpen.

Aus dem eroberten Antwerpen teilte der Kriegsberichterstatler W. Scheuermann mit Genehmigung des Generalstabes des deutschen Feldheeres mit:

Die kleinen Forts selbst ebenso wie die Schützengräben, Annäherungsgräben, Unterstände usw., die den Umkreis von Antwerpen bis zu dem äußeren Fortsgürtel mit ununterbrochenen Verteidigungsfetzen umgeben, sehr sachgemäß und sorgfältig angelegt, lassen aber immer deutlich erkennen, daß die Hauptfuge der Belgier einer sicheren Deckung galt, auf deren Kosten die Verteidigungsmöglichkeit öfter leiden mußte. Die Umgebung der Zwischenforts ist mit Wolfsgruben und weitausgedehnten Drahtverhauen gesichert. Wir besuchten eine der Befestigungen der inneren Linie, und zwar diejenige, welche für die Belgier besonders wichtig sein mußte, weil auf sie der erste Stoß der aus der Richtung von Waelhem vordringenden Deutschen treffen mußte. Aus dem mit zwei kleinkalibrigen Geschützen armierten Panzerturm waren nur wenige Schüsse abgegeben worden; auch von unserer Seite waren nur wenige Granaten kleineren Kalibers in das Fort gefallen, aber sie hatten wohl genügt, um den Belgiern und Engländern die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes klarzumachen.

Statt die vor dem Fort ganz hervorragend beherrschte Anmarschstraße unter Feuer zu halten, solange überhaupt noch ein Kanonier ein Geschütz bedienen konnte, sind die Verteidiger panikartig nach Antwerpen ausgereißt. Vorher hatte sich ein Teil bereits der Uniformen entledigt, die in den Winkeln der Forts massenhaft herumlagen. Andere haben keine Zeit mehr zum Umziehen gefunden, aber beabsichtigt hatten sie es auch, denn in den Kasematten liegen Berge von Zivilhosen, Röcken, Mänteln und Mützen, wie in dem Magazine eines Utkeleidertrödlers herum. Uniformröcke und Zivilkleider und dazu dann noch ungeheure Massen verstreuter Gewehrmunition, das sind die Zeugen der großen Retirade der verbündeten belgischen und englischen Streitkräfte. Zu hunderten haben namentlich die Belgier ihre Patronen auf die Erde geworfen, um schneller laufen zu können. Wären alle diese Schüsse losgegangen, so hätte das ein ungeheures Feuerwerk gegeben, aber wahrscheinlich nicht mehr.

Die belgische Infanterie hat jämmerlich schlecht geschossen, darin stimmen alle unsere Mannschaften überein, die gegen sie im Feuer gestanden haben. Bei der Anlage der belgischen Schützengräben ist das gar nicht erstaunlich. Mir hat die Mutter Natur ein gutes Maß leiblicher Länge beschert, und in Belgien ragt meine Schulter ob dem Durchschnittsvolke, aber aus den hochaufgeworfenen belgischen Schützengräben einen Schuß abzugeben, der nicht viel zu hoch abkame, das stelle ich mir sehr schwierig vor. Den Belgiern hat die übertriebene vorsorgliche Eindeckung, welche sie hinderte, ohne Kletterkünste dem Feinde das Gesicht zu zeigen, vielfach noch nicht genügt. Man hat in zahlreichen ihrer Verteidigungsstellungen Gewehre gefunden, deren Abzug mit einem Bindfaden versehen, während der Lauf zwischen Steine und Erdschollen festgeklemmt war. Tief aus dem Grunde des Schützengrabens zog dann der tapfere Belgier, ohne jegliche Furcht vor dem erschütternden Knall seinen Schuß ab und wartete darauf, daß die Deutschen davonliefen. Da sie das aber nicht taten, so handelte er nach dem alten Wahlspruch beim Metzger und gab als Klügerer nach.

Das heißt, wer der Klügste war, ob der Engländer oder der Belgier, das ist eine Streitfrage, die erst nach dem Friedensschlusse zwischen den beiden Verbündeten entschieden werden wird. Zweifellos fest steht nur, daß das englisch-belgische Wettrennen von der Südseite des inneren Befestigungsgürtels durch Antwerpen hindurch bis zur Küste und bis zur holländischen Grenze ein Marathon-Weltmeisterschaftslauf war, in dem bisher ungeahnte Rekorde aufgestellt worden sind. Die Belgier behaupten, daß die Engländer viel besser gelaufen seien. Die Engländer lehnen diese Ehre ab und versichern, inzwischen auch in ihrem amtlichen Bulletin, daß die Belgier den erstaunlichen Ehrgeiz gehabt hätten, den Engländern den Vortritt zu lassen, um als höfliche Leute, die hier zu Hause waren, die letzten deutschen Kugeln mit dem eigenen Rücken aufzufangen. Die Wahrheit wird wohl schwer zu entscheiden sein und jedenfalls wird das nicht der einzige Streitpunkt werden, über welchen sich die Geschlagenen nachträglich in die Haare geraten werden. Denn in Antwerpen herrscht eine Erbitterung gegen die perfiden Engländer, von der man sich, wenn man bedenkt, daß die Antwerpener beim Einzuge des englischen Hilfsheeres vor wenigen Tagen noch die Stadt besaggt hatten, schwerlich einen Begriff machen kann. Die Antwerpener sagen, daß England die Stadt schmählich verraten habe. Die ganze, viel zu spät eingetroffene Entschärfung sei nur dazu bestimmt gewesen, den sicheren Untergang Antwerpens herbeizuführen, um den für die Engländer gefährlichen Konkurrenzhasen zu vernichten. Die Einwohnererschaft von Antwerpen habe in dem Augenblicke, wo das Versagen der Wasserleitung ihr den von den Behörden noch abgeleugneten Fall des Forts Waelhem bestätigt

habe, alles getan, um die Stadt rechtzeitig zu übergeben und ihr das Bombardement zu ersparen. Auch der König sei, nachdem er schon vorher seine Gattin und die leidende Prinzessin in Sicherheit gebracht habe, bereit gewesen, in jedes Opfer zur Rettung der Stadt einzuwilligen. Aber die Engländer hätten die Gewalt an sich gerissen und hätten das Bombardement in der Hoffnung erzwungen, daß die Deutschen die Hafenanlagen zerstören würden. Die Deutschen aber hätten das Bombardement so zögernd begonnen und durchgeführt, daß man bald erkannte, wie sehr es ihr Wunsch führt, daß man bald erkannte, wie sehr es ihr Wunsch war, Antwerpen, die prächtige niederdeutsche Stadt, und ihren Hafen zu schonen. So erzählen die Einwohner. Wie sich alles in Einzelheiten bestätigen wird, das wird erst die spätere Geschichtsschreibung feststellen können. Tatsache ist jedenfalls, daß die Belgier die Flucht der Engländer unter schweren Verlusten haben decken müssen, daß die Engländer sich noch höhnisch etwas darauf zugute tun, wie wenig sie in Antwerpen ins Feuer gekommen sind und wie gering ihre Verluste an Toten sind, und daß es dem Groß der Engländer gelungen ist, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Die Heer waren die Engländer, sie haben Belgien in diesen Krieg gestürzt. Die Zede haben einstweilen die Belgier bezahlen müssen, und das ist so unstreitbar klar, daß man die Stimmung der Antwerpener, welche sich plötzlich erinnern, wieviel sie deutscher Kultur und deutschem Handel verdanken, sehr wohl verstehen kann.

Bei der Flucht der englischen und belgischen Truppen sollen sich in den Straßen Antwerpens unglaubliche Szenen abgespielt haben. Alle Disziplin hatte sich aufgelöst und in voller Deffentlichkeit prügelten sich die Offiziere mit den Soldaten herum, während die siegreichen Deutschen sich schon den Vorstädten näherten. Tatsächlich ist ja auch keine militärische Behörde mehr vorhanden gewesen, welche das überhebende Wort des Stadtkommandanten, er übernehme die Verantwortung für die Beschießung der Stadt, hätte vertreten können. Die bürgerliche Obrigkeit mußte die weiße Fahne auf dem Turm der Kathedrale hissen, an dem noch kurz zuvor die belgischen, englischen und französischen Fahnen im Winde geflattert hatten.

Vor Warschau.

Einem Feldpostbrief von Friedrich v. Couring, Oberleutnant der Landwehrtavallerie, der im „Berliner Lokalanzeiger“ zur Veröffentlichung gelangte, entnehmen wir:

Es ist Nacht. In der Ferne Feuerchein. Kanonendonner. Schrapnell auf Schrapnell überfliegt die Stellung, die die Russen vor Warschau eingenommen. Sie sollen nicht arbeiten können, keine Verschanzungen bauen, die uns aufzuhalten vermöchten in unserem Siegesmarsch auf Warschau. Und sei es nur für Tage, für Stunden. Ihr Schicksal ist besiegelt. Die Russen haben es selber eingestanden, daß dieser Feldzug für sie verloren. „Vielleicht nächstes Frühjahr“... haben die fliehenden Offiziere einer polnischen Gräfin gesagt, bei der sie heute, die Unsrigen wenige Stunden später, einquartiert waren. Sie wissen, daß in Warschau Kohlenmangel herrscht und sie sich ohne deutsche Kohle nicht halten können: „Vielleicht nächstes Frühjahr“... wie bescheiden sie geworden sind! In Lysk und in Gumbinnen, als sie sich auf dem Marsch nach Berlin wählten, sprachen sie anders.

Und in den Zeitungen tun sie es auch heute noch.

Ich hatte einen schweren Kampf mit meinem Quartierwirt zu bestehen, ehe er begriffen, daß nicht wir den Krieg gewollt und daß wir nur angegriffen und um unsere nationale Existenz kämpfen.

Mein Quartierwirt trägt eine braune Kutte und einen Strick um den Leib. Ein langer, schwerer Rosenkranz hängt neben diesem Strick. Er hat einen Bollbart und eine Brille und wie alle Polen ein fein geschnittenes Gesicht, das von Resignation erzählt. Er ist Franziskaner und der Orden ein Bettelorden.

Alles, was das Kloster besitzt, ist geschenkt, und dieses Geschenk ist nicht gering. Ein sehr großes schönes Haus mit großen Stallungen und Scheunen und Hunderten von Delbildern und Porträts früherer Aebte.

Ein Stück Mittelalter mit seinem Glockenton, der zu den Andachten ruft, und dem langen, kühlen, nüchternen Raum des Refektoriums, in dem wir essen.

Der Prior selber ist es, der uns bedient und damit eines seiner Gelübde erfüllt.

Auch er haßt Rußland; aber er so wenig, wie es die übrige Welt begriffen, kann verstehen, daß dieser Kolos von uns niedergeworfen werden kann.

Spreche ich ihm von den 150.000 Toten, die Rußland bei Tannenberg verlor, und den 200.000 Gefangenen, lächelt er und erwidert nur: „Was machen Rußland die Menschen aus!“

Er begreift nicht, daß es nicht die Zahl der Einwohner ist, die siegt, sondern der Geist der Truppen, ihre Bewaffnung und ihre Organisation.

Er sieht unsere Truppen seit Wochen vorüberziehen und versteht die Zeichen nicht zu deuten.

Die Trains allein könnten ihn belehren, wie un-

möglich es für Rußland ist, eine zweite Armee aufzustellen, wie es eine erste in Ostpreußen verlor und eine zweite gegen die Oesterreicher und die Deutschen unter Hindenburg zu verlieren im Begriffe ist.

Nichts als die Trains könnten ihn überzeugen. Tag und Nacht, bei Sonnenschein und Regen, bei Mondschein und bei finster umwölkten Himmel wanken Tausende von Fahrzeugen in langsamen Schritt wie eine gewaltige weiße Schildkröte aus urdenklicher Vorzeit dahintreichend durch Wälder, an Wiesen vorbei, durch Dörfer, an Kirchen vorbei, über Brücken, immer weiter, immer vorwärts. Für Augenblicke haltend, dann immer weiter. Hier fällt ein Pferd. Ein Unteroffizier steigt vom Pferde, reißt seinen Revolver heraus. Ein Schuß; das Pferd fällt. Ein neues, das nebenherlief, schon zur Reserve mitgenommen, wird an Stelle des gefallen eingespant und weiter geht es, kriecht es. Weiter dem Feinde entgegen.

Die einen bergen unter den riesigen weißen Plandecken Speck, Brot, Konferven, Reis, Kaffee und Salz und die anderen Gewehr- und Geschützmunition.

Ich spreche hier nicht von regulären Traintkolonnen, die mit Offizier und Trompeter, mit soldatisch aufgeschirrten Pferden und selten Wagen wie im Frieden ihre Straße ziehen. Nein, über das würde ich kein Wort verlieren, sie zeigen höchstens die gute Organisation des Friedens. Ich spreche hier von den in Not und Eile wie ein Nichts gegen Rußland aus den Boden gestampften Gespannen, die hintereinander aufgereiht wohl den Weg zwischen Hamburg und Berlin einnehmen könnten. Ich weiß nicht, ob sie tatsächlich diese Strecke ausfüllen, aber es scheint mir so, wenn ich sie Tag und Nacht unermüdet dahinkriechen sehe. Eine bescheidene, ungeheure Arbeit verrichtend.

Diese Planwagen mit ihren unermüdeten Pferden wirken fast gewaltiger als die Truppen selber, denen sie Nahrung und Gefechtskraft zuführen, und wenn ich die Augen schließe, verschwindet das wimmelnde und vorwärtsjagende Heer, und ich sehe nur diese mächtige Schlange, die sich über Berg und Tal, Steppe und Stadt dahinwindet.

Gestern sah ich dreihundertsechzig dieser Wagen, die aus Oesterreich gekommen waren, die von österreichischen Kutschern aus der Puzta gelenkt und von deutschen Kriegsfreiwilligen geführt wurden. Ein und eine halbe Stunde dauerte ihr Vorbeimarsch, und vierzehn Tage sind sie schon unterwegs. Immer im Schritt, immer vorwärts, einer hinter dem andern. Jetzt sind sie noch 70 Kilometer von Warschau entfernt, morgen und übermorgen werden sie hinter den Geschützen stehen, die auf die feindlichen Batterien feuern, und dann ist ihr Ziel erreicht.

Als ich sie so an mir vorbeikriechen sah, jubelte es in mir auf. Es war schon Sieg, daß sie bis dahin gekommen waren. Eine riesige Arbeit, eine Leistung, die kaum hoch genug einzuschätzen ist. Und doch erwählt sie niemand, niemand sieht sie; alles schilt, wenn sie nicht da sind, und vergißt sie, wenn sie angekommen.

Und ihre Arbeit ist keineswegs gefahrlos. Immer wieder werden sie von feindlichen Reitern angegriffen und müssen sich ihrer Haut wehren. Allerdings macht es ihnen der Russe nicht schwer. Ein, zwei Schuß der Schutzbegleitung, und 30 Reiter fliehen galoppierend in das Holz hinein, daß alle Zweige knacken. Ein Kopf-umdrehen, und es ist nichts mehr von ihnen zu hören.

Die gefährlichsten Feinde dieser Riesenschildkröte sind nicht die regulären Truppen, sondern die feindlichen Einwohner, die abwechselnd friebliche Bürger und abwechselnd Soldaten sind. Aber diese gibt es in Polen, Gott sei Dank, für unsere Truppen nicht.

Unter den Traintnechten gibt es auch Helden und ich mußte an die Geschichte des „Simplizissimus“ denken, als ich folgendes Stückchen hörte. Zwei Bäcker hatten sich mit Brotbacken verspätet und fuhrten mitten in der Nacht mit ihrem frisch gebackenen Brot der Truppe nach. Dabei kamen sie durch einen Wald. Mötzlich sah der eine Kosaken. Eine ganze Anzahl. Was tut er? Anstatt zu fliehen, läßt er den Wagen im Stich, ruft dem anderen zu, ihm zu folgen und beide greifen die Reiter an und schießen. Die Kosaken, die nichts anderes denken, als es sei eine größere Truppe, reißen aus, und die beiden hinterher und verfolgen sie eine halbe Stunde, leider, ohne sie zu fassen.

Ich habe mich immer gefragt, woher es kommt, daß die fremden Nationen so wenig Achtung vor uns haben, unsere Stärke so wenig anerkennen und so abscheuliche Lügen über uns verbreiten. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir es zu wenig verstanden haben, die Phantasie der fremden Völker zu beschäftigen und anzuregen. Unter allen Deutschen haben es meiner Ansicht nach nur zwei vermocht: der deutsche Kaiser und Zeppelin mit seinen Luftschiffen.

Nach diesem Kriege, in dem wir die ganze Welt besiegt haben werden, werden wir auch die Phantasie der fremden Nationen beschäftigen. Jeder Deutsche wird zum Symbol der deutschen Siege, und jedes deutsche Schiff unter deutscher Flagge wird ein Etwas von der unwiderstehlichen Kraft eines feuerspeienden Drachen verkörpern. Und wer sie gesehen, die langen unabsehbaren Trains, der wird auch sie als Symbol deutscher Kraft nie vergessen.

Vodz.

Vodz, das die deutschen und österreichischen Truppen nun besetzt haben, ist eine merkwürdige Stadt. Kultur mischt sich hier mit asiatischer Unkultur: Neben Palästen stehen unansehnliche Hütten mit winzigen Fenstern, hier Reichtümer, dort Hunger! Das Publikum in der stets außerordentlich belebten Hauptverkehrsader, der Petrikauerstraße, ist das gemischteste, das sich denken läßt. Auf dem Sträßendamm fahren noble Wagen, von prächtigen Pferden gezogen. Fragt man, wer die Insassen sind, so sagt man „Fabrikanten“. Auf den holprigen Bürgersteigen hummeln Gents, gutgekleidete Geschäftsleute, härtige Juden in bis an die Erde reichenden Kostans und abgerissene, zerlumpte Gestalten. Nicht wenige gehen barfuß. Und wo man nur immer hinsieht, begegnet man halbwichsigen, frechen Burshen und abgehärmten Frauen, die mit herzzerreißendem Jammern betteln. Dies Gemisch von allerlei Elementen, von Satten und Hungernden, Wohlhabenden und Elenden bietet ein tolles, sinnverwirrendes Bild, das sich einem fremden Zuschauer auf immer ins Gedächtnis einprägt. Man hats eben mit einer richtigen asiatischen Stadt zu tun.

So siehts auf der Petrikauerstraße aus. Und nun das Seltsame: diese Hauptstraße ist sozusagen die einzige Straße der Halbmillionsstadt! Die übrigen Straßen, meistens kleine trumme Gäßchen, sind stets menschenleer. Man sieht hier und da ein paar Menschen aus dem Arbeiter- oder Handwerkerstande gehen, das ist alles. Man kann sagen: Vodz ist in all seinen Straßen von Menschen verlassen, aber dafür drängt sich ein unglaubliches Passantengewühl in der Hauptstraße.

Das Straßenpflaster ist vorfindtlich. Es besteht aus runden Feldsteinen. Wer darauf fährt, hat eine Tortur auszutehen. Teilweise ist das Pflaster so schadhast geworden, daß sich Löcher und Gruben gebildet haben. Im Frühjahr, bei der Schneeschmelze, kann der Fußgänger in solche mit Wasser gefüllten Gruben geraten und bis zu den Hüften hineinsinken. Nur zwei oder drei Straßen erfreuen sich eines Holzpflasters. Wie sollte die Stadt auch dazu kommen, brauchbares Straßenpflaster zu haben, da ihr sogar die Wasserleitung und die Kanalisation fehlen! Geldmittel besitzt schon diese große Fabrikstadt, nur darf sie sie nicht verwenden, da ihr nämlich auch die kommunale Selbstverwaltung vorenthalten geblieben ist. Ihre Gelder mußte die Stadtverwaltung immer jedes Jahr nach Petersburg schicken, und dort wurde ihr keine Kopeke wieder herausgegeben.

Das deutsche Element hebt sich aus dem Nationalitäten-Gemisch der Stadt sehr hervor. Fast jeder besser gekleidete Mensch spricht deutsch. In jedem besseren Cafe und Restaurant hört man die Hälfte sich deutsch unterhalten. Das ist auch sehr erklärlich, da eben die Elite der Einwohnerschaft deutsch ist. Neben verschiedenen deutschen Vereinen besteht ein deutsches Theater, das bis jetzt außer dem Schauspiel auch Operette und sogar die Oper auf seinem Spielplan führte. Der letzte Leiter dieses Kunsttempels war der allgemein bekannte Künstler Adolf Klein. Mit Schluß der vorigen Saison gab der verdiente Mann seine Stellung auf und schied auf immer aus Vodz. Bemerkenswert ist noch, daß in der Stadt zwei zweimal täglich erscheinende deutsche Zeitungen bestehen, von denen die älteste voriges Jahr ihr fünfzigjährig Jubiläum feierte. Die deutsche Presse steht obenan, da die einmal täglich erscheinenden polnische und jüdischen Zargonblätter mehr im Dunkel geblieben sind.

Winston Churchill.

Als man seinerzeit im Burenkrieg äußerst unzufrieden war mit der englischen Kriegführung und das Volk die Abberufung mehrerer Generäle verlangte, die nichts als Schlappen zu verzeichnen hatten, holte man zur Beruhigung des Volkes das alte englische Sprichwort hervor, daß es nicht gut sei, die Pferde zu wechseln, wenn man sich noch mitten im Strom befindet.

Heute hört man von heftigen Angriffen auf den Minister, der England im Fall von Antwerpen eine so empfindliche Niederlage bereitet hat. Man ist sogar schon soweit gekommen, ihn als eine Gefahr für sein Land zu bezeichnen. Sollte man sich nicht von dem oben erwähnten Sprichwort leiten lassen und ihn tatsächlich zu einer Demission zwingen, so werden ihm wenig Tränen nachgeweiht werden. Denn er ist einer jener Charaktere, die man ihrer Intelligenz wegen nicht entbehren mag, die sich aber nirgends ein auf Achtung gegründetes Zutrauen zu erringen vermögen.

Als an jenem denkwürdigen 4. August das englische Parlament mit der Kriegserklärung an Deutschland überrumpelt wurde, gab es der Hoffnung Ausdruck, daß die in erster Linie in Betracht kommende Flotte kriegsbereit sei. Der Erste Lord der Admiralität, Winston Churchill, der für dieses Ressort verantwortlich war, hatte auf diese Aeußerung nur ein vieljagendes Lächeln. Mit diesem Lächeln trat er von den „treasury-benches“ ab, als einer, der spricht: „Geht nach Hause und laßt mich, Winston Spencer Churchill, meinen kleinen Krieg führen!“ Denn darin schloß sich der Erste Lord der Admiralität seinem Kollegen Sir Edward Grey, Bart, würdig an, daß er weder von dem Lande, mit dem er Krieg führen wollte, noch von dessen Flotte, am aller-

wenigsten aber von dessen Heer etwas wußte. Desto mehr wußte er von Winston Churchill selbst, Churchill dem Amateurjoldaten dem Amateurseemann, dem Amateurflieger, dem Amateurstaatsmann, Churchill, dem Amateur-Kriegskorrespondenten, dem es keineswegs an persönlichem Mut mangelt, der, in Güterwagen versteckt, der Burengefangenschaft entflo, um in England seine mannigfaltige Tätigkeit zu entwickeln. Nur dies Bewußtsein seiner selbst, auf das Urbewußtsein des Engländerturns gepfropft, macht den Wahwitz verständlich, den dieser Mann beging, als er glaubte, mit ein paar tausend Marinerekruten den Gang der Weltgeschichte aufhalten zu können.

Der Begründer der Familie, John Churchill, Herzog von Marlborough, hat mit seinem Feldherrnrühm, den er ehrlich erwarb, seinem Geld, das er — nicht ganz so ehrlich erwarb, und seinem Ehrgeiz eine Familientradition geschaffen, die Licht sowohl wie Schatten auf seine Nachkommen warf. Sie sind alle begabt, verfolgen eine meterologische Laufbahn, sind unberechenbar. Man traut ihnen nicht. Sie wechseln die Partei, wenn der günstige Moment kommt. So ist es mit Winston gewesen, seit er der liberalen Partei beigetreten ist, — man hat stets mit dem Tag gerechnet, an dem er zu den Konservativen überlaufen würde. Dort hatte er, seit er antideutsche Politik, verbunden mit nachdrücklicher Flottenagitation betrieb, mehr Freunde, als in seiner eigenen Partei.

Auf Augenblicke scheint sein Stern verdunkelt, obwohl er nicht der Mann ist, der sich auf die Dauer in den Hintergrund schieben läßt. Seine Politik ist die Abenteuerpolitik seiner Vorgänger, der Chive und Warren Hastings, der Glücksjoldaten vergangener Jahrhunderte. Ein Witzblatt brachte neulich eine Karikatur Kit-cheners, des Mannes, der niemals lacht. Es fügt hinzu: Er hat auch nichts zu lachen.

Winston Spencer Churchill befindet sich in der gleichen Lage.

Porfirio Diaz †.

London, 25. Oktober. Nach einer Meldung des Reuterschen Bureau aus Mexiko ist der frühere Präsident Porfirio Diaz in Spanien gestorben.

Mit Porfirio Diaz ist einer der interessantesten Männer der Gegenwartsgeschichte dahingegangen. Wir Oesterreicher bewahren ihm ja kein sehr freundliches Andenken, weil er an dem tragischen Ende des Bruders unseres Kaisers, des unglücklichen Kaisers Max von Mexiko, mittätig war, aber wir können dem Manne, der für sein Vaterland so viel getan hat, doch unsere Anerkennung nicht versagen. Als Erzherzog Max nach Mexiko kam, war Porfirio Diaz schon ein alter Versuchter. Am 15. September 1830 geboren, hatte er als Siebzehnjähriger im Kriege gegen die Vereinigten Staaten mitgekämpft und sich dann im Jahre 1854 dem Aufstande gegen den Präsidenten Santa Anna angeschlossen. An den Parteikämpfen der folgenden Jahre beteiligte er sich eifrig auf Seiten der Liberalen.

Als Kaiser Max im Jahre 1864 in Mexiko einzog, da fand er in Porfirio Diaz einen erbitterten Feind vor. In den Kämpfen gegen den Kaiser, der hauptsächlich durch den Verrat Frankreichs eine so tragische Wendung für den Habsburgerprossen nahmen, betätigte sich Diaz hervorragend. Als Anführer republikanischer Truppen schloß er Puebla ein und schlug den zum Entsatz herandrückenden kaiserlichen General Marquez. Nach der Erstürmung Pueblas am 2. April 1867 rückte er gegen die Hauptstadt vor und belagerte sie zwei Monate lang, bis sie sich auf die Nachricht von der Erschießung Maximilians hin ergab. An dem Drama von Queretaro nahm also Diaz selbst nicht unmittelbar Anteil.

Nachdem er schon 1871 vergeblich als Bewerber um die Präsidentschaft gegen Suarez aufgetreten und sich 1872 nach dem Tode Suarez an die Spitze eines Militäraufstandes gestellt hatte, schloß er sich im Jahre 1876 nach längerem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten einem von Iglesias entsandten Militäraufstande gegen den Präsidenten Lerdo de Tejada an. Er schlug die Truppen Tejadas am 12. November 1876 bei Huamantla, zog am 23. November in die Hauptstadt ein und übernahm am 30. November provisorisch die Leitung der Staatsverwaltung. Am 3. Dezember besiegte er seinen Nebenbuhler Iglesias bei Quamapuato und wurde im Februar 1877 für die Zeit bis 30. November 1880 zum Präsidenten gewählt. Im Jahre 1880 trat er zu Gunsten seines Freundes Gonzalez zurück, wurde aber am 1. Dezember 1884 neuerlich Präsident. Im Jahre 1888 wurde er zum drittenmale wiedergewählt, nachdem er eine Verfassungsänderung durchgesetzt hatte, die seine Wiederwahl erlaubte. Dann blieb er Präsident bis zum Jahre 1911.

Porfirio Diaz hat Mexiko mit fester, oft mit schwerer Hand regiert. Er hat dem Lande über 12.000 Kilometer Bahnen (darunter die über den Isthmus von Tehuantepeck, 122 Kilometer lang) gebaut, hat ihm Schulen und Lehrer für eine Million Kinder gegeben und einen Barbestand von 62 Millionen Pesas (= über 300 Millionen Kronen) aufgespeichert.

Ende 1910 erhob sich Madero gegen Diaz im Namen der Freiheit der Wahl des Staatsoberhauptes, die durch Diaz zum leeren Worte gemacht worden sei. Da Diaz mit Japan über die Einräumung einer Flottenstation

in der Magdalenaebai an die japanische Seemacht verhandelte und dadurch das Mißtrauen der Vereinigten Staaten erweckt hatte, sandte Präsident Taft im März 1911 zwanzigtausend mit äußerster Schnelligkeit mobilisierte Soldaten an die Grenze von Texas und Mexiko und unterstützte Madero und seine Anhänger offen und heimlich so, daß Diaz sich genötigt sah, am 24. Mai sein ihm erst im Juni 1910 nochmals übertragenes Amt niederzulegen. Der Minister des Aeußern, de la Barra, trat als provisorischer Präsident an die Spitze Mexikos, Diaz aber ging nach Europa. In Spanien verbrachte er, der ein Mann aus indianischem Blute war, die letzten Jahre seines Lebens.

Bermischtes.

Ein russischer Mordplan.

Mit fassungsloser Entrüstung und tiefem Abscheu wird man die aus unserem Kriegspressequartier kommende Meldung entgegennehmen, daß die Russen auf die Gefangennahme oder den Tod eines unserer Truppenführer einen Preis von 80.000 Rubel ausgesetzt haben. Nach dieser Meldung hat sich auch ein Glender gefunden, der den Schandpreis verdienen wollte, den Anschlag auf den bezeichneten Truppenführer wirklich versuchte, zum Glück aber seinen schändlichen Plan nicht durchzuführen vermochte. Nähere Angaben über die Person des betreffenden Offiziers und des Attentäters enthält der Bericht begreiflicherweise nicht. Das berechtigte Verschweigen dieser Umstände läßt jedoch selbstverständlich nicht den geringsten Zweifel an der vollen Richtigkeit der Meldung aufkommen. Unsere amtliche militärische Berichterstattung ist hoch erhaben über alle jene Praktiken, wie sie von der Berichtserstattung der feindlichen Seite geübt werden, um die Wahrheit zu verschleiern und künstlich herbeigeführte Stimmungen auszulösen.

Die beglaubigte Tatsache steht also vor der ganzen Kulturwelt fest, daß die Russen sich nicht scheuen haben, einen feilen Mordmörder in den Dienst ihrer Kriegsführung zu ziehen. Alle die fürchterlichen Greuelthaten, durch die sich die russische Kriegsführung auszeichnet hat, sind nunmehr überboten. Bei dem Dingen eines Mordmordes zu so hohem Preise kann nicht mehr die Rede sein von dem unbezähmbaren Beutedrang einer wilden Soldateska, auch nicht von dem Blutdurst durch schwere Kämpfe erhitzter Truppen. Hier handelt es sich um eine von amtlicher Stelle mit kühler Erwägung angezettelte Schändlichkeit. Eine Entehrung der russischen Kriegsführung, die selbst in dem seit langer Zeit vom Mordmorde, der bis in das Dynastiegeschlecht hinaufreicht, durchwühlten Lande kaum seinesgleichen haben mag.

Der stärkste Ausbruch innerer Empörung ist nicht stark genug, die Empfindungen wiederzugeben, die jedermann angeht des Angeheueren erfüllen müssen. Verkennen wollen wir aber nicht, daß dieser tiefe Niederbruch des Ehrgefühls bei dem Feinde uns zugleich dessen Schwäche enthüllt. Der fatalistische Streich des russischen Mordmörders enthüllt uns zugleich die Sorgen, die Schwäche des Feindes. Sie verweisen uns daran, im gerechten Kampfe bestehen zu können, darum greifen sie zu den elenden Waffen des Mordmordes.

Das Heldenstück eines Oesterreichers.

Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“ aus München:

In dem an der Bayerstraße gelegenen Kaffee „Imperial“ gab es jüngst ein großes Aufsehen. Humpelte da an Krücken ein etwa 24jähriger österreichischer Feldwebel herein, dessen Brust mit dem Eisernen Kreuz und mehreren anderen Orden geschmückt war. Bald war der junge Krieger von zahlreichen Gästen umringt, die ihn lebhaft befragten, wie er zu diesen Auszeichnungen gekommen sei. Und er erzählte: Seines Zeichens Elektrotechniker, sei er bei Kriegsausbruch als Gemeiner mit einer österreichischen Motorbatterie ausgerückt. Eines Abends steht er auf Vorposten und hört aus einiger Entfernung verdächtiges Geräusch. Dem geht er behutjam nach und entdeckt feindliche Artillerie, die im Begriffe ist, schweres Geschütz einzubetonieren. Zur Truppe zurückgekehrt, bittet er seinen Batteriechef, ihm eine „Extratour“ zu erlauben und 25 Mann mitzugeben. Die Bitte wurde gewährt und mit 25 Freiwilligen — 21 Oesterreichern und 4 Bayern — schleicht unser Mann nachts 1 Uhr in weit ausgeschwärmter Schützenlinie dem Feind entgegen. Der hatte drei Vorposten aufgestellt, die lautlos überrumpelt und erdrückt werden. Dann gings auf die feindliche Truppe, die — es waren 86 Mann — aus tiefem Schlaf aufgeschreckt, niedergemacht wird. Dank der in seinem Zivilberufe erworbenen Kenntnisse gelang es dem Führer dann in kurzer Zeit, die feindlichen Geschütze flottzumachen und als willkommene Beute dem eigenen Lager zuzuführen. Als erste Auszeichnung für diesen kühnen Handstreich erhielt er anderen Tages das Eiserne Kreuz, das Prinz Oskar von Preußen von der eigenen Brust nahm und dem jungen Oesterreicher anheftete. Dann folgte die Ernennung zum Feldwebel, die Verleihung eines sächsischen und eines heftischen Verdienstkreuzes sowie eines Ordens noch eines dritten Bundesstaates. Feldwebel Albert, so ist der Name dieses tapferen Soldaten, war

Nachtrag vom Kriegsschauplatz. Krieg der Türkei gegen Rußland.

Die Türkei eröffnet die Feindseligkeiten.

Wien, 30. Oktober. Aus Petersburg kommt die überraschende Nachricht, daß die Türkei gestern gegen Rußland ohne irgendwelche Kriegserklärung die Feindseligkeiten damit eröffnet hat, daß Feodosia in der Krim von einem türkischen Kreuzer beschossen und Noworossijsk von der „Hamidie“ zur Uebergabe aufgefordert wurde. Der Weltkrieg hat hiermit ein weiteres Feld erhalten, indem die Türkei, die immerhin noch als eine respektable Macht zu betrachten ist, in diesen Krieg eingreift, und zwar auf Seiten der beiden verbündeten Kaiserreiche. Der Krieg wird zur See eröffnet.

Aller Voraussicht nach wird die Türkei, die in erster Linie eine Landmacht ist, sehr bald auch zu Land die kriegerischen Operationen gegen Rußland beginnen, an das ihr Reich im Kaukasus stößt. Ob sie solche Operationen auch in Aegypten gegen England einleiten wird, ist eine Frage, die vorläufig noch nicht beantwortet werden kann, und die zweifellos wesentlich von den Erfolgen der Türkei gegen Rußland abhängen wird. Mit dem Eintritt der Türkei in die kriegführenden Mächte beginnt eine neue Periode des Weltkrieges, dessen weitere Entwicklung noch nicht abzusehen ist, da insbesondere die starke Möglichkeit vorhanden ist, daß die bisher noch neutralen Balkanmächte nicht weiter Gewehr bei Fuß stehen werden.

Nachstehend die eingelangten Depeschen:

Ein türkischer Kreuzer beschießt Feodosia.

Petersburg, 29. Oktober. Die Petersburger Telegraphenagentur meldet: Zwischen halb 10 Uhr und halb 11 Uhr vormittags hat ein türkischer Kreuzer mit drei Schornsteinen in Feodosia den Bahnhof und die Stadt beschossen und die Kathedrale, die griechische Kirche, die Speicher im Hafen und die Molen beschädigt.

Ein Soldat wurde verwundet. Das Gebäude der Filiale der Russischen Bank für auswärtigen Handel geriet in Brand.

Um halb 11 Uhr dampfte der Kreuzer nach Südwesten ab.

Die „Hamidie“ vor Noworossijsk.

In Noworossijsk ist der türkische Kreuzer „Hamidie“ angekommen und hat die Stadt aufgefordert, sich zu ergeben und das Staatseigentum auszuliefern mit der Drohung, im Falle der Ablehnung, die Stadt zu bombardieren.

Der türkische Konsul und seine Beamten wurden verhaftet. Der Kreuzer ist wieder abgefahren.

Noworossijsk ist die Hauptstadt des russischen Schwarze Meer-Gouvernements an der Noworossijsk- oder Sudschukbucht. 1772 als türkisches Fort Sudschuk-Kaleh gegründet, wurde es 1812 vorübergehend und 1820 endgültig russisch und heißt seit 1838 Noworossijsk. Die Stadt zählt 40.000 Einwohner, darunter mehrere hundert Deutsche.

Feodosia ist eine russische Kreisstadt im Gouvernement Taurien, an einer Bucht der Südküste der Krim, mit circa 30.000 Einwohnern. Sie ist der Haupt-handelshafen der Krim. Im Altertum lag in der Nähe des heutigen Feodosia Theodosia, eine von Milet im siebenten Jahrhundert v. Chr. gegründete Kolonie, die bald eine blühende Handelsstadt wurde, im zweiten Jahrhundert nach Chr. aber verödete. Feodosia ist seit 1771 russisch.

Die ganze türkische Flotte im Schwarzen Meer.

Frankfurt, 30. Oktober. Der Frankfurter Zeitung wird aus Konstantinopel telegraphiert, daß die ganze türkische Flotte gestern in das Schwarze Meer ausgelaufen ist.

Ein Angriff der russischen Flotte.

Konstantinopel, 29. Oktober. Authentischen Nachrichten zufolge griff heute vormittags im Schwarzen Meere die russische Flotte die türkische an.

Zwei russische Schiffe zum Sinken gebracht.

Bei dem darauf entstandenen Kampf wurden ein russischer Minenleger sowie ein Torpedobootzerstörer zum Sinken gebracht.

Ein russischer Kohlendampfer mit 13 Offizieren und 87 Mann wurde weggenommen.

Beschießung Sebastopols.

Sebastopol wurde mit Erfolg bombardiert.

Ein Zeppelin über Paris.

Frankfurt a. M., 29. Oktober. Am Mittwoch erschien über Paris ein „Zeppelin“. Es wurden sechs Bomben abgeworfen, wovon drei größeren Schaden anrichteten.

Acht Personen wurden getötet und eine beträchtliche Anzahl verletzt.

Französische Flieger versuchten das Luftschiff anzugreifen, dieses entkam jedoch in die Wolken.

Invasionsfurcht in London.

Berlin, 30. Oktober. Außer London wurden sämtliche 23 englische Hafenorte an der Nordsee als besetzte Plätze erklärt und in Verteidigungszustand gesetzt.

Sperrung der Themsemündung.

Frankfurt a. M., 29. Oktober. Wie die Handels- und Seefahrtstidning in Göteborg erfährt, ist die Themsemündung nunmehr mit Ausnahme zweier schmaler Fahrrinnen für die Schifffahrt gesperrt.

Der Krieg zur See.

Die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote.

Berlin, 24. Gilbharts. Das Wolffsche Bureau meldet:

Die bereits früher nichtamtlich gemeldete, am 13. d. Mts. mittags erfolgte Vernichtung des englischen Kreuzers „Hawke“ durch ein deutsches Unterseeboot wird hiedurch amtlich bestätigt. Das Unterseeboot ist wohlbehalten zurückgekehrt.

Am 20. d. Mts. ist der englische Dampfer „Glitra“ an der norwegischen Küste von einem deutschen Unterseeboot durch Öffnen der Ventile versenkt worden, nachdem die Besatzung auf Aufforderung das Schiff in den Schiffsbooten verlassen hatte.

Vom Kreuzer „Emden“ versenkt.

Zürich, 27. Oktober. Die Shanghai-Vericherungsgesellschaft „Jangtsekin“ gibt bekannt, daß der große japanische Dampfer „Kamajata Maru“, der von Kobe nach Singapore unterwegs war, vom Kreuzer „Emden“ versenkt worden ist. Die Gesellschaft erklärt, für Fahrten über Singapore keine Versicherung mehr anzunehmen.

Neue Opfer der „Emden“.

Kopenhagen. Nach einer amtlichen Petersburger Meldung aus Tokio wurden der russische Kreuzer „Zemtshug“ und der französische Torpedojäger auf der Reede von Pulo-Pinang durch Torpedoschüsse des deutschen Kreuzers „Emden“ zum Sinken gebracht.

Der Kreuzer hatte sich durch Anbringung eines vierten falschen Schornsteins unkenntlich gemacht und konnte sich auf diese Weise den vernichteten Schiffen unerkannt nähern.

(Der russische Kreuzer „Zemtshug“ ist 1903 vom Stapel gelaufen und hat ein Displacement von 3180 Tonnen. Seine Armierung besteht aus acht 12 Zentimeter, 6 4,7 Zentimetergeschützen, 6 Mitrailleusen und 2 Torpedolancierrohren. Seine Geschwindigkeit beträgt 24 Meilen, seine Besatzung 356 Mann. Pulo-Pinang ist eine kleine britische Insel in Hinterindien, die sich am nördlichen Eingang der Malakkastraße befindet.)

Die „Münberg“ vor Honolulu.

Der in Honolulu erscheinende „Pacific Commercial Advertiser“ schreibt am 2. September über die Abfahrt des deutschen kleinen Kreuzers „Münberg“ aus dem dortigen Hafen u. a. folgendes:

„Der Verdeck klar zum Gesicht und ohne Lichter ist gestern abends um 9 Uhr 20 Minuten der deutsche kleine Kreuzer „Münberg“, Kapitän Karl von Schönberg, in See gegangen, nachdem er erst am frühen Morgen des gestrigen Tages hier angekommen war, um in aller Eile Kohlen und Proviant einzunehmen. Draußen sollen nach hierher gelangten Berichten der australische Panzerkreuzer „Australia“ und der Torpedobootzerstörer „Warego“ liegen, die auf ihn seit Tagen vergeblich Jagd gemacht haben. Als das schnelle kleine Kriegsjahzeug in den Kanal einfuhr, riefen ihm mehr als hundert Mitglieder der hiesigen deutschen Kolonie Abschiedsgrüße zu und sangen „Die Wacht am Rhein“, während die Besatzung des amerikanischen Kreuzers „South Dakota“ ihm ein dreimaliges donnerndes Hurra nachschickte, welches von den deutschen Mannschaften in gleicher Weise erwidert wurde. Nach wenigen Minuten war der deutsche Kreuzer im Dunkel der Nacht verschwunden. Die „Münberg“ hätte noch bis heute 7 Uhr Zeit gehabt mit ihrer Abfahrt, doch dürften die Gerüchte über das Nahen der britischen Kriegsschiffe Kapitän von Schönberg veranlaßt haben, die Nacht zur Abfahrt zu benutzen. Der hiesige deutsche Konsul Georg Rodik war der Letzte, der sich von dem deutschen Schiffskommandanten verabschiedete, dessen letzte Worte waren: „Die „Münberg“ mag unser Sarg werden, aber wir werden uns niemals ergeben“. Den gleichen Geist konnte man auch unter den Mannschaften des deutschen Kreuzers wahrnehmen, sie scheinen sich nicht im mindesten vor der Anwesenheit britischer Kriegsschiffe zu genieren, sahen vielmehr aus, als ob sie ein Zusammenreffen willkommen heißen würden. 16 deutsche Reservisten gingen hier an Bord der „Münberg“, um für ihr Vaterland zu kämpfen.“

Vertikales.

Aus Waidhofen und Umgebung.

* **Auszeichnung.** Der Kaiser hat u. a. Herrn k. und k. Oberst Josef Freiherrn von Henneberg, Kommandant des 46. Inf. Reg. in Anerkennung tapferen Verhaltens vor dem Feinde den Orden der Eisernen Krone 3. Klasse mit der Kriegsdekorationskette verliehen.

* **Persönliches.** Herr Staatsbahnrat Ing. Hans Erbes bei der hiesigen Betriebsleitung der Ybbstalbahn wurde in gleicher Eigenschaft nach Reichenberg in Böhmen versetzt. An seine Stelle trat Herr Ing. Richard Frisch.

* **Berufsjubiläum.** Herr Magazinsmeister Andreas Schiebel feiert morgen den 1. November die fünfzigste Wiederkehr seines Eintritts in den Bahndienst. Wir rufen dem Wackeren ein kräftiges Heil zu!

* **Notes Kreuz.** Der Lehrkörper der hiesigen Fachschule hat beschlossen, dem hiesigen Zweigverein vom Roten Kreuze während der Dauer des Krieges allmonatlich den Betrag von K 22.— zur Verfügung zu stellen und hat den Oktoberbetrag bereits an uns abgeführt. Herr Direktor Scherbaum hat gleichfalls den Betrag von K 150.— an Einschreibgebühren des unentgeltlichen Stenographieturmes dem Roten Kreuze gewidmet und wird für beide patriotische Spenden der innigste Dank abgestattet.

* **Spende.** Bei der priv. allgemeinen Verkehrsbank Waidhofen a. d. Ybbs wurden von Herrn Ferdinand Panocha, Waidhofen 20 K für das Kriegsfürsorgeamt des k. k. Kriegsministeriums, und von Herrn Otto und Frau Sophie Scheidl, Waidhofen 10 K für das rote Kreuz gespendet.

* **Ankunft der Verwundeten.** Heute treffen in unserer Stadt 45 Verwundete ein und werden in den bereitgestellten Räumen untergebracht. Davon kommen 36 ins Krankenhaus und 9 ins Konvikt.

* **Turnverein.** Bücherei. Bei Durchsicht der Vereinsbücherei und des Entlehnungskataloges hat sich herausgestellt, daß ziemlich viele von Mitgliedern schon vor Monaten entlehnte Bücher trotz der vor mehreren Wochen erfolgten und angezeigten Eröffnung der Bücherei bisher nicht zurückgestellt worden sind. Im Interesse der Leser wird nochmals dringend gebeten, diese abgängigen und jetzt schon wiederholt begehrten Bücher bis Dienstag den 3. November zurückzubringen, um ein Abholen lassen durch den Vereinsdiener überflüssig zu machen. Anschließend wird erinnert, daß die Ausgabe von Büchern für Turnerinnen und unterstehende Mitglieder Donnerstag von 1/26—1/27 Uhr abends erfolgt. Es werden höchstens 3 Bände abgegeben. Die Lesezeit währt 4 Wochen. Behält ein Ausleiher ein Buch länger, so hat derselbe für jeden Band 10 Heller wöchentlich zu Gunsten der Bücherei zu entrichten. Ein Weiterverleihen ist nicht gestattet. Bücherverzeichnisse sind beim Bücherwart zum Preise von 50 Hellern zu haben.

* **Ausgezeichnete „Einundzwanziger“.** An die Mannschaft des k. k. Landwehr-Infanterie-Regimentes Nr. 21 ist folgender Regimentskommando-Tagesbefehl ergangen: Grabowica Starzenska, am 7. Oktober 1914.

1. Ad. Ref. Nr. 132 des 3. Armeekommandos wurden in „Anerkennung tapferen Verhaltens vor dem Feinde“ nachstehend verliehen: Die silberne Tapferkeitsmedaille 1. Klasse dem: Lit.-Korp. Johann Pehwinkler, Zugsp. Karl Kamleitner, Feldwebel Franz Hedlicka, Zugführer Anton Binder, Zugsp. Ignaz Riegler, Lit.-Feldwebel Eduard Frisch, Feldwebel Josef Heidinger, Feldwebel Karl Höfsling, Zugsp. Leopold Palmehofer, Zugsp. Johann Anderlinger, Kadett Franz Ellegast, Kadett Theodor Küfferle, Zugsp. Josef Dörner, Fähnrich Ernst Görig. Die silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse dem: Inf. Josef Silbernagel, Ost. Josef Steiner, Ost. Karl Baumgartner, Inf. Franz Kleinhofner, Inf. Leopold Steiner, Zugsp. Karl Grießler, Fähnrich Rudolf Schwarz, Ost. August Plachy, Ost. Leopold Wimmer, Inf. Alois Mörtl, Korp. Franz Strohmayer, Inf. Josef Braun, Inf. Franz Wurz, Zugsp. Florian Taubler, Inf. Johann Gattlinger, Inf. Leopold Schedl, Inf. Franz Eitler, Korp. Josef Lager, Inf. Johann Hohl, Zugsp. Johann Darböck, Inf. Johann Laßl, Zugsp. Karl Pfaffinger, Inf. Heinrich Jörgler, Korp. Josef Darreiter, Inf. Franz Alfons, Inf. Peter Tomshik, Inf. Johann Frank, Korp. Adolf Kögler, Inf. Leopold Grill, Korp. Roman Ristenbauer, Inf. Karl Kobermann, Inf. Karl Lemberger, Inf. Engelbert Redl, Korp. Johann Schauer, Fähnrich Otto Tspold, Korp. Josef Wanzenböck, Inf. Franz Pfeiffer, Zugsp. Anton Lukacz, Feldwebel Hermann Rasner, Inf. Leopold Roshkopf, Inf. Lorenz Grillmayer, Inf. Franz Fischer, Zugsp. Ignaz Haumer. In Anerkennung tapferen Verhaltens vor dem Feinde wurde die belobende Anerkennung des Armeekommandos ausgesprochen dem Inf. Johann Steinhäuser und dem Inf. Matthias Hartenberg. Das Regiment besitzt nunmehr 18 Tapferkeitsmedaillen 1. Klasse und 48 2. Klasse. Ich beglückwünsche die Ausgezeichneten und nach dem alten Wahlspruch „Einer für Alle, Alle für Einen“ das gesamte Regiment zur großen Zahl dieser schönen Dekorationen. Ich hoffe, daß sich die Zahl der Würdigen

und Braven noch vermehren werde. Wir gehen neuen und schweren Kämpfen entgegen und erwarte ich zuverlässlich, noch weiterhin in die Lage zu kommen, zahlreiche Auszeichnungsanträge vorlegen zu können. Durch die Lage der Verhältnisse leider nicht in der Lage, diese Auszeichnungen selbst zu verteilen, beauftrage ich damit die Bataillonskommandanten. Dietrich m. p., Oberst.

* **Todesfälle.** Samstag den 24. d. M. ist Frau Marie Kroiß im 42. Lebensjahre verschieden. — Sonntag den 25. d. M. verschied Herr Leopold Lichinger, früherer Besitzer von „Kerschbaum“, Gemeinde Haselgraben, im 82. Lebensjahre. — Dienstag den 27. d. M. ist die Besitzerin des Gutes „Glag“, Gemeinde Maisberg, im 37. Lebensjahre gestorben. — Desgleichen Tages ist Frau Elisabeth Zebenholzer, Besitzerin am Mühlhäusl in Konradshausen, im 68. Lebensjahre entschlafen. — Am Mittwoch den 28. d. M. verschied Herr Hans Zierfuß, Oberlehrer i. R., Ehrenbürger von Randegg, Franzensreith, Hochkogelberg, Perwarth und Buchberg, im 55. Lebensjahre. Die irdischen Reste wurden am Donnerstag den 29. Oktober von Waidhofen a. d. Ybbs nach Burkersdorf überführt, wofür dieselben am Freitag den 30. d. M. am dortigen Ortsfriedhofe im eigenen Grabe beigesetzt wurden.

* **Städt. Elektrizitätswerk.** Vergangenen Mittwoch trat bei einer im Betriebe stehenden Maschine in Zentrale I plötzlich ein Defekt ein, welcher zur Außerbetriebsetzung derselben zwang. Die Störung hatte eine Unterbrechung der gesamten Stromlieferung zur Folge, dre jedoch schon nach wenigen Minuten wieder aufgenommen werden konnte. Materialschaden ist keiner entstanden.

* **Billiges Wildpret.** Vom k. k. Ackerbau-Ministerium wurde die Ausfuhr von Wild und Geflügel verboten. Infolgedessen dürfte in dieser Jagdzeit billiges Wildpret auf den Markt kommen. Wir verweisen auf die heutige Anzeige der hiesigen Wildpretbehandlung des Herrn Adolf Hilbert.

Aus St. Peter i. d. Au und Umgebung.

St. Peter i. d. Au, 26. Oktober. (Den Helden-tod fürs Vaterland) erlitt der im 41. Lebensjahre stehende Alexander Fehring, Besitzer des Gutes Hinterholz in der Treßling, Gemeinde Dorf Seitenstetten, indem er im Spital zu Rastbach, wohin er vom nördlichen Kriegsschauplatz überführt wurde, an der Ruhr gestorben ist. Er hinterläßt die Gattin mit zwei unversorgten Kindern. — Der Gastwirt in Höfel, Gemeinde St. Michael, Johann Höpferstorfer, stand als Reservist vor dem Feinde in Galizien und war seine Familie seit Ende August ohne jede Nachricht von ihm. Wie nun dem Bürgermeisteramt am 21. Oktober amtlich mitgeteilt wurde, ist Höpferstorfer am 3. September an der Ruhr gestorben. Am 24. ds. fand für den am 18. September gefallenen Franz Schürzer, Besitzersohn von Oberou in Sankt Michael, ein feierliches Requiem statt; ein solches findet am 28. ds. für Johann Höpferstorfer statt.

St. Peter i. d. Au, 26. Oktober. (Todesfall.) Heute starb der im 83. Lebensjahre stehende Besitzer der Wallmühle in St. Johann in Ennsfetten, Philipp Zellner, infolge Altersschwäche. Am gleichen Tage starb die Kleinhäuserstochter vom Kirchbichlhäusl in Dorf St. Peter, Franziska Kaintlehner, im 18. Lebensjahre, welche bereits seit einem Jahre an Tuberkulose krank darniederlag.

St. Peter i. d. Au. (Verletzung.) Der in Rematen a. d. Y. wohnhafte 25-jährige Fabrikarbeiter Josef Lugmaier spaltete am 18. d. Holz für den häuslichen Herd und handhabte dabei die Hacke so unglücklich, daß er sich an der linken Hand eine Hieb- (Sehnen-)unterbrechung zuzog. Derselbe wurde sogleich in das Krankenhaus nach Amstetten überführt, wo an ihm unverzüglich eine Operation vorgenommen werden mußte.

Aus Haag und Umgebung.

Haiderhofen. (Drillinge.) Vergangene Woche brachte Frau Marie Schachner, Wirtschafterin am Haslmagergute drei gesunde Mädchen zur Welt. Bei der Taufe in unserer Pfarrkirche vertrat der Großvater der Kinder den Taufpaten. Vater und Taufpate der drei frischen Kriegsmädchen stehen im Felde am Kriegsschauplatz in Galizien.

Von der Donau.

Pöchlarn. (Vom Landsturmregiment Nr. 21) Herr Julius Kamptner, Zugführer im Landsturmregimente Nr. 21, hat uns die höchst erfreuliche Mitteilung gemacht, daß der Regimentskommandant Oberst von Straub den Landsturmmännern, welche an der Verteidigung der Festung Przemysl rühmlichsten Anteil genommen, für ihre an den Tag gelegte Ausdauer, Pflicht-treue und Tapferkeit die vollste Anerkennung ausgesprochen hat. Heil den wackeren Männern!

(Auszeichnung.) Der Fähnrich Herr Franz Ellegast aus Pöchlarn wurde wegen tapferen Verhaltens vor dem Feinde mit der silbernen Tapferkeitsmedaille erster Klasse ausgezeichnet. Derselbe hat als Patrouillenfürher eine russische Abteilung von bedeutender Uebersahl als Gefangene eingebracht.

(Gefallen.) Herr Franz Köhler, ein Sohn des hiesigen Schuhmachermeisters Herrn Franz Köhler, hat

auf dem Felde der Ehre den Tod gefunden. Das allgemeine Mitleid wendet sich den hartgeprüften Eltern zu, welche in ihrem Sohne die Stütze und Hoffnung verloren.

Der Mordprozeß in Sarajewo.

Sarajewo, 29. Gilbharts.

Gestern wurde der seit mehreren Wochen dauernde Prozeß gegen den Mörder des Erzherzogs Franz Ferdinand Gite und der Herzogin von Hohenberg sowie gegen die Mitschuldigen der Haupttäter zu Ende geführt und das Urteil gefällt. Gavrilo Prinzip, Nedelko Cabrinovic, Trifko Grabez, Bajo Cubrilovic und Cvjetko Popovic wurden des Verbrechens des Hochverrates und des Verbrechens des Meuchelmordes, Danilo Ilic, Velko Cubrilovic, Misto Jovanovic, Nedo Kerovic, Lazar Gjulic des Verbrechens des Hochverrates und der Mitschuld am Meuchelmorde, Jakob Milovic und Mitar Kerovic des Verbrechens des Hochverrates, Joo Kranjcevic der Mitschuld am Verbrechen des Hochverrates und des Meuchelmordes, Cvijan Stjepanovic, Branko Zagorac und Marko Perin der Mitschuld am Verbrechen des Hochverrates schuldig erkannt.

Der Gerichtshof verurteilte Gavrilo Prinzip mit Rücksicht auf sein Alter unter 20 Jahren zu 20 Jahren schweren Kerker, verschärft mit einem Fasten monatlich und mit hartem Lager in einer Einzeldunkelzelle am 28. Brachmondes eines jeden Jahres; Nedelko Cabrinovic und Trifko Grabez gleichfalls zu 20 Jahren schweren Kerkers, verschärft mit einem Fasten jeden dritten Monat und mit hartem Lager in einer Dunkelzelle am 28. Brachmondes eines jeden Jahres; Bajo Cubrilovic zu 16 Jahren, Cvjetko Popovic zu 13 Jahren, Lazar Gjulic zu zehn Jahren schweren Kerkers mit Dunkelzelle am 28. Brachmondes eines jeden Jahres; Danilo Ilic, Velko Cubrilovic, Nedo Kerovic, Misto Jovanovic und Jakob Milovic zur Todesstrafe, welche durch den Strang zu vollziehen ist, und zwar zuerst an Jakob Milovic, dann an Nedo Kerovic, Velko Cubrilovic und Misto Jovanovic und zuletzt an Danilo Ilic. Mitar Kerovic wurde zu lebenslänglichem schwerem Kerker, Joo Kranjcevic zu 10 Jahren schweren Kerkers, Branko Zagorac und Marko Perin zu je 3 Jahren Kerker, Cvijan Stjepanovic zu 7 Jahren schweren Kerkers verurteilt. Die Angeklagten Jovo Kerovic, Blagoje Kerovic, Nicola Jortapic, Dragan Kalemer, Mico Mitic, Obren Milosevic, Ivan Komcinovic, Franjo Sadilo und Angelo Sadilo wurden freigesprochen.

Erdbeben.

Dienstag vormittags hat sich in Tirol, Nord- und Mittelitalien und auch an der Adriaküste ein Erdbeben fühlbar gemacht. Hiezu wird aus Mailand unterm 28. d. M. gemeldet: Die Erdbeben von gestern in Ober- und Mittelitalien hatten ihre Epizentren in Toscana und Venetien. In Florenz wurden die Statuen an der Brüstung des Palazzo Corsini geköpft. In der Lorenzkirche fiel die Hauptpfeife aus der Orgel. Die Gläubigen flohen erschreckt ins Freie. In Pisa geriet der schiefe Turm in Schwingungen. In den Häusern leuchteten die elektrischen Lampen auf.

Weiters berichtet man aus Lucca: Das Erdbeben von gestern vormittags wurde in der ganzen Provinz wahrgenommen. Die verursachten Schäden sind nach den bisherigen Feststellungen folgende: In Pescia, Bagni di Montecatini Borgo und Buggiano wurden Häuser beschädigt.

Aus Uziano wird der Einsturz des großen Glockenturmes gemeldet. In Pietrasanta stürzte die Kuppel der Kirche S. Maria del fiore ein, in der eine Abteilung Infanterie untergebracht war. Hierbei wurden vier Soldaten verletzt, darunter einer anscheinend schwer. In den Marmorbrüchen von Carrara wurden zwei Arbeiter getötet.

Ferner wird noch am gleichen Tage aus Mailand gedrachtet: Auch heute gegen 10 Uhr vormittags wurde in der Lombardei und in Piemont ein leichtes wellenförmiges Erdbeben beobachtet, das aber weder merkliche Schäden noch Unglücksfälle verursachte.

Bermischtes.

Die Zugvögel und der Krieg.

Nicht nur im Leben der Menschen hinterläßt der Krieg seine tiefen Spuren und stört die ruhigen Bahnen der Entwicklung, sondern auch die Welt der freien Tiere, die in Wald und Feld und Luft ihr ungebundenes Wesen treiben, wird von dem Lärm und Schrecken der Schlachten in Mitleidenschaft gezogen. Ueber diese Einwirkung des Krieges auf die Tierwelt und besonders die Vogelwelt macht ein englischer Naturforscher und Vogelfenner Horace Hutchinson interessante Mitteilungen. Er weist auf die Tatsache hin, daß das Wildschwein, das aus seinen Verstecken in den Ardennen und anderwärts aufgeschreckt wurde, sich in verschiedenen Teilen Frankreichs und Belgiens hat sehen lassen, wo es vorher nie erblickt worden war. Ebenso wird aus Frankreich gemeldet, daß Bären hie und da in der Nähe der französischen Dörfer, die im Bereich der Schlachtfelder liegen, aufgetaucht sind. Die Bären sind ja in Frankreich noch viel zahlreicher und weiter verbreitet, als man annimmt. Selbst in der Nähe des Kanals, zwischen

Boulogne und Le Touquet richten sie bisweilen Schaden an, und man veranstaltet im Winter direkt Bärenjagden. Aber nicht nur diese Einsiedler der dichten Wälder, die Eber und Bären, werden ebenso wie ihre zahlreicheren Gefährten, die Hirsche, Rehe, Hasen usw., verunruhigt und ausgetrieben durch die Truppenmärsche und das Schießen, sondern noch größere Beunruhigung herrscht sicherlich unter den gefiederten Bewohnern der Luft, die ja so feinfühlig sind, so leicht beeinflusst in jeder ihrer gewohnten Bewegungen. Während des deutsch-französischen Krieges von 1870 stellten die Vogelforscher in England fest, daß große Mengen von Raubvögeln, besonders viele Bussarde, in Großbritannien auftraten, und zwar hauptsächlich in Kent und den südöstlichen Gebieten, die dem Kriegsschauplatz am nächsten lagen. Zweifellos waren diese Vogelscharen durch den Lärm und die Unruhe der Schlachten vom Kontinent vertrieben worden und hatten durch einen Flug über den Kanal Ruhe und Frieden gesucht und gefunden. Unter diesen Flüchtlingen überwogen die Raubvögel, doch waren auch andere Arten dabei, und man datiert z. B. von dieser Zeit her das Anwachsen der Kernbeißer auf den großbritannischen Inseln, eine Tatsache, die in der Vogelkunde viel beachtet worden ist. Während des gegenwärtigen Krieges konnte der englische Naturforscher vorläufig nur einen einzigen neuen Gast in der Tierwelt Britanniens feststellen, ein sehr schönes Exemplar des Trauermantels, eines Schmetterlings, der in England außerordentlich selten ist. Da im Vereinigten Königreich überhaupt nur die Gattung mit weißumranderten Flügeln hie und da vorkommt, der neue Trauermantel aber die gelb umranderten Flügel der Arten hat, die nur auf dem Kontinent leben, so muß der Schmetterling ein aus Frankreich vertriebener Flüchtling sein. Solche Einzelercheinungen aber bedeuten nichts gegen die Revolution, die in der Vogelwelt erregt wird, denn die großen Schlachten werden gerade zu einer Zeit geschlagen, da der alljährliche Zug der Wandervögel im Herbst im vollen Gang ist. In drei großen Wanderstraßen fliegen die Vögel den wärmeren Ländern zu. An der Ostküste Englands entlang über Nord- und Südeuropa nach Afrika, dann an der Westküste entlang in derselben Richtung und drittens mehr oder weniger direkt von Westen nach Osten über die Nordsee. Die Benutzer dieses letzten Weges kommen in erster Linie mit dem Kriegsschauplatz in Berührung, mit den zischenden Kugeln, den Rauchwolken und den zahlreichen Flugzeugen. Es ist hauptsächlich die lange Reihe von Vogelarten, die aus Mitteleuropa nach England kommt. Eingehende Beobachtungen haben gezeigt, daß diese Vogelscharen die Wasserwege der Maas, der Schelde und des Rhein entlang ziehen. Was werden sie nun dort nicht alles sehen und hören müssen? Die Beantwortung dieser Frage hängt eng zusammen mit einem noch nicht ganz gelösten Problem der Vogel-forschung. Inwieweit die Vögel vom Kriege beeinflusst werden, hängt zu einem Teil davon ab, in welcher Luft-höhe sie ihre Wanderungen ausführen und welcher Mittel sie sich bedienen, um mit so unsehbarer Sicherheit die Richtung zu erkennen. Die Reise über das Meer legen die Vögel augenscheinlich bei Nacht zurück, weil sie den Tag über Nahrung suchen müssen, die sie auf dem „unwirtlichen Ozean“ nicht finden. Einige Gelehrte behaupten, daß sie auf dem Lande in einer ungeheuren Höhe fliegen, etwa 20.000 Fuß über dem Boden; andere wieder meinen, daß sie sehr nahe über der Erdoberfläche dahinzuziehen, und als Wegweiser Gebirgszüge und Flußläufe benutzen. Die Verteidiger des Höhenfluges schreiben den Vögeln einen „sechsten Sinn“, den Orientierungssinn, zu: Von der einen oder anderen Erklärung hängt aber sehr wesentlich das Schicksal ab, das man den Wanderzügen der Vögel in diesem Kriegsjahr voraussetzen kann. Bedarf der Vogel sichtbarer Wegweiser, so wird er durch den Rauch und Staub der Schlachten, durch den ungewohnten Lärm von seiner Bahn abgelenkt werden und seinen Weg verfehlen. Die Vogelscharen müssen sich dann verirren und in großen Mengen zugrunde gehen. Folgt der Vogel einem besonderen Sinn als Führer, so wird er von dem Krieg weniger beeinflusst werden. Selbstverständlich können auch dann die Luftwanderer sich verirren und abgetrieben werden, denn ihr Orientierungssinn ist ebenso wenig wie ein anderer Sinn unfehlbar. Kommt also ein Verirren der Vögel schon in normalen Zeiten vor, so wird es jedenfalls diesmal in weit umfangreichem Maße auftreten.

I. Waidhofner Kino-Theater

des Robert Hiess
im Saale d. Hotels „z. gold. Löwen“.

Samstag den 31. Oktober 8 Uhr abends
und Sonntag den 1. November
4 Uhr nachmittags und 8 Uhr abends

Kriegsbilder.

Näheres die Plakate.

auf seiner Fahrt nach Wien, wo er als Verwundeter häusliche Pflege findet, vor einiger Zeit auch in Salzburg Gegenstand der Aufmerksamkeit in der Restauration des Salzburger Bahnhofes. Er wurde von mehreren Offizieren zum Tisch geladen und zu seinen Heldentaten in herzlicher Weise beglückwünscht.

Der Tag von Kawa Kusta.

Der Kriegsberichterstatter der „Neuen Freien Presse“ schreibt über den Kampf bei Kawa Kusta:

Das war am 8. September. Der ritterliche Aussenberg schlug sich damals bei Tomaszow mit einem Meer von Feinden. Ich sehe nicht klar in jene Kämpfe, und vielleicht werden Jahre vergehen, ehe da Klarheit wird; jedenfalls standen das Wiener Korps und die Tiroler Infanteriebrigaden in Rußland aufs äußerste gefährdet, und bei Rzepcki-Kawa Kusta mußte ihnen ein Tor offen gehalten werden, damit sie den in Aussicht genommenen Marsch ungestört durchführen könnten. Eine mächtige Artilleriegruppe, Kommandant Generalmajor v. Sellner aus Linz, war bei Rzepcki aufgeföhren; die Steyrer Feldkanonen, die zweite Division Innsbrucker Feldhaubitzen-Division Nr. 14, eine Gebirgsbatterie aus Lemberg, zwei von der ungarischen Landwehr, sechs reitende Batterien — im ganzen über hundert Geschütze. Und mit dieser Artilleriemasse nur ein paar hundert abgeessene Reiter, dann Salzburger Infanterie und ungarische Regimenter der Marschbrigade Miscevic. Am 8. September erging der Befehl: Rzepcki und die Höhen östlich davon unbedingt zu halten, „bis auf den letzten Mann“. Am 9. erfolgte der gleiche Befehl, für den 10. und tags darauf auch für den 11. September. In zwei Nächten wurden sechs russische Angriffe aus dem Walde nordöstlich der Stellung abgewiesen — ein seltenes Beispiel des Zusammenwirkens von Artillerie und Infanterie bei Nacht. Leute, die ihn mitmachten, schildern erregt den Höllenspektakel von damals, wo der Widerhall der Wälder das Brüllen der hundert Kanonen verhundertsachte. Dabei waren unsere Verluste gering; alles lag in guter Deckung — in der ersten Nacht war der Russe ohne Artillerie dahergekommen, in der zweiten Nacht schossen die russischen Geschütze ohne Erfolg. Am 12. war die Aufgabe vollbracht, die Wiener und Tiroler marschierten, vereinigt mit den österreichischen Brüdern nach Westen, das Gesicht bei Rzepcki-Kawa Kusta sollte abgebrochen werden. Eine harte Zumutung — Abbruch im feindlichen Feuer! Auch das gelang mit verhältnismäßig kleinen Opfern. An den Waldkanten von Zaborce und Zielowa sollen Berge von russischen Leichen gelegen haben. Tausende von Mostalen wurden gefangen aus dem Walde gebracht. Das waren Ehrentage unserer Feldartillerie.

Der Untergang der „Temes“.

Budapest, 25. Oktober. Ein verwundeter Maschinist-Unteroffizier der „Temes“ erzählte die Einzelheiten der letzten Stunde des untergegangenen Monitors folgendermaßen:

Der Monitor „Temes“ wurde in der Nacht vom 22. d. Mts. auf Aufklärungsdienst gesendet. Er fuhr ungefähr 50 Kilometer weit. Während der Fahrt feuerten die serbische Artillerie und Infanterie auf den Monitor, ohne jedoch irgend einen Schaden anzurichten. Die Geschosse der „Temes“ richteten jedoch größeren Schaden an und brachten auch einige feindliche Maschinengewehre zum Schweigen. Es mochte ungefähr halb 1 Uhr nachts gewesen sein, als wir plötzlich eine heftige Detonation vernahmen. Unter der Munitionskammer explodierte eine Mine. Ein großer Teil des rückwärtigen Schiffsteiles wurde aufgerissen. Das Schiff begann zu sinken und das Wasser hatte bereits den oberen Teil des Schiffes erreicht. Der Kessel war explodiert, der Schornstein und die Kommandobrücke beschädigt. Die Maschine blieb sofort stehen, es wurde dunkel. Dies geschah innerhalb weniger Sekunden und das Schiff hatte sich auch schon zur Seite gelegt. Die Offiziere und die Mannschaft unternahmen alles, um das Schiff zu retten. Die Rettungsarbeiten gingen auch in voller Ruhe und Ordnung vor sich, die Mannschaft blieb bis zum letzten Moment auf ihrem Plak und führte die erteilten Befehle aus. Wir versuchten das Wasser auszupumpen, doch jeder Versuch war vergebens. Während der Rettungsarbeiten versammelte sich auf dem serbischen Ufer eine größere Truppe, die auf uns zu schießen begann, doch ohne einen Erfolg zu erzielen. Vom untergehenden Schiff wurde ein Patrouilleschiff mit Raketen verständigt. Das Patrouilleschiff, das den Monitor auf dem ganzen Wege begleitet hatte, kam auch zur Unfallstelle und nahm die Verwundeten auf. Als die Rettungsarbeiten sich als vergeblich erwiesen, verließ auch die übrige Mannschaft den sinkenden Dampfer. Inzwischen verschwand das Schiff schon ganz im Wasser und nur die Kommandobrücke, der Geschützturm und ein Teil des Oberdecks ragten noch aus dem Wasser hervor.

Von der Mannschaft verschwanden 33 Mann. Unter den Geretteten befanden sich zehn Schwerverletzte, von denen zwei bereits ihren Wunden erliegen sind. Von den Vermissten kamen viele bei der Kesselexplosion ums Leben. Die Rettung der Offiziere ist nur dem glücklichen Umstande zuzuschreiben, daß sie sich auf der Kommandobrücke befanden, die intakt blieb. Die Katastrophe geschah, wie ich bereits erwähnt habe, in der Nacht. In der Früh begab sich eine Infanterieabteilung

unter Führung eines Offiziers auf Booten zu dem Schiffsrumpf, um noch zu retten, was eventuell zu retten gewesen wäre. Die „Temes“ steht schon seit Beginn des Krieges in Dienst, und sie war es, die am 29. Juli den ersten Schuß auf Belgrad abgab.

Hindenburgs Vorbereitung für den Russenkrieg.

Man schreibt der „Zeit“ aus Berlin:

General v. Hindenburg war bekanntlich zu Beginn des Krieges nicht aktiv. Er war auch nicht eingezogen, denn er litt an Gicht und hielt sich selbst auch nicht für kriegsfähig. Aber als die Russen Ostpreußen verwüsteten, und es nicht gleich gelang, sie zu vertreiben, erinnerte man sich des Generals v. Hindenburg. Dieser hatte früher das ostpreussische Armeekorps befehligt, und hatte bei seinen Manövern den Plan der Vertreibung der Russen wiederholt geübt. Einst hatte bei einem Kaisermanöver der Kaiser das feindliche Korps gegen Herrn v. Hindenburg geführt. Der Kaiser hatte ganz ähnlich wie es jetzt in Wirklichkeit geschehen ist, an zwei Stellen im Süden und Osten einen Einfall in die Provinz markiert, und dem General v. Hindenburg war es gelungen, den Kaiser gefangen zu nehmen. Die Kritik des Manövers war nicht ganz bebaglich. Der Kaiser war der Ansicht, daß die Gefangennahme nur im Manöver möglich gewesen wäre. Im Kriegsfalle hätte sich die Sache etwas weniger leicht bewerkstelligen lassen. Herr v. Hindenburg fühlte sich durch die Kritik etwas verletzt. Er gebrauchte einen etwas derben Ausdruck und nahm bald darauf seinen Abschied. Jetzt erinnert man sich im deutschen Hauptquartier jenes Kaisermanövers und holte Herrn v. Hindenburg herbei, der denn auch im Ernstfall in genialer Weise bewies, genau wie beim Manöver, daß die Russen unschwer zu vertreiben waren, trotz größter Uebermacht.

Die Hunde von Mecheln.

Aus Brüssel wird der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: Seltsame Opfer des Krieges! Es war einer der erschütterndsten Anblicke, die uns auf der Fahrt über die Schlachtfelder bei Mecheln zuteil wurden: in dem gähnenden Giebelnster eines zerstörten Hauses sah ein Hund, ein schwarzer Schäferhund, und schaute starr ins Weite. Nichts schien ihn zu interessieren, was unten auf der Straße vorging. Seine Herren hatten das Haus verlassen, ehe die Granaten einschlugen. Wahrscheinlich verlor das Tier auf der wirren Flucht die Spur und kehrte dann in das leere, zertrümmerte Haus zurück. Der Hund hat viele Leidensgenossen. Von Offizieren hörten wir, daß die Gegend voll ist von herrenlosen Hunden. Schöne Rassetiere hatten bald neue Herren gefunden, die sie mit Sorgfalt pflegten und die Spuren des ausgestandenen Hungers von den mageren Leibern verschwinden ließen. Aber der ordinären Räter wollte sich kein durchfahrendes Auto annehmen. Sie mochten sich selbst ihre Nahrung suchen und, wie einem längst erloschenen und wieder erwachenden Instinkt ihres Geschlechtes folgend, rotteten sie sich in Gruppen zusammen und gingen auf Beute aus. Sie fielen Hühner und Gänse, sogar Ziegen an. Es war nicht mehr möglich, sie mit dem gewohnten Futter wieder anzulocken. Sie hatten Blut geleckt. Am die Gegend von ihnen zu befreien, mußte förmlich Jagd auf sie gemacht werden. Das war die beste Lösung. Denn vielleicht hätten sie auf ihren Streifereien durch die Schlachtfelder noch schlimmere Nahrung gefunden als die Bewohner der Hühnerställe und wären den heimkehrenden Bewohnern nicht mehr die angenehmen Freunde gewesen, die sie vorher waren.

Bielowjesch, der Wildpark des Zaren.

Der Zufall hat es gefügt, daß sowohl das Jagdrevier des Deutschen Kaisers wie das des russischen Zaren sich im Aufmarschgelände der feindlichen Heere befinden. Rominten, wo Kaiser Wilhelm II. in jedem Herbst weilt, um stätliche Hirsche zu erlegen, ist nach einer Mitteilung des preussischen Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten unversehrt geblieben, trotzdem die Russen bei ihrem Einfall in Ostpreußen nahe dorthin gelangt waren. Mitten auf dem östlichen Kriegsschauplatz liegt aber Bielowjesch, der riesige Wildpark des russischen Zaren, im Gouvernement Grodno, an einem Nebenfluß des Narew. Man pflegt dieses Jagdgebiet, wie im letzten Heft der Fachzeitschrift „Der Weidmann“ erzählt wird, als den „Urwald von Bielowjesch“ zu bezeichnen. Hier hat nämlich der Wisent seine letzte Zuflucht gefunden. Unter den polnischen Herrschern wurden noch gewaltige Strecken im Urwalde von Bielowjesch erzielt, so am 27. September 1752 eine Strecke von 42 Wisenten. Schon im 17. Jahrhundert galt der Wisent als Seltenheit im jetzigen Ostpreußen und kam nur noch östlich von Tilsit vor, wo der letzte 1755 erlegt wurde. Im 16. und 17. Jahrhundert war der Wisent vor allem in Litauen und in den angrenzenden polnischen Provinzen heimisch. Aber selbst auf diesem beschränkten Raum hat er sich nur noch im Wald von Bielowjesch erhalten, wo ein ziemlich stätlicher Bestand durch strenge Vorschriften vor Ausrottung geschützt ist. Vielleicht sind zu dieser Stunde schon Kämpfe im „Urwald von Bielowjesch“ gewesen. Eine Vernichtung des Bestandes an Wisent-Wild durch die Kriegsunruhen wäre jedenfalls bedauerlich.

Eine Belagerung von Antwerpen aus dem 60-Zentimeter-Mörser.

Als vor wenig Wochen das Geheimnis der schweren deutschen Artillerie enthüllt wurde, als die belgischen Festungen Lüttich und Namur und endlich selbst Antwerpen vor den gewaltigen Schlägen der 42-Zentimeter-Mörser zusammenbrachen, da staunte alle Welt über Wirkung und Kaliber dieser neuen Riesengeschütze, die als ein Meisterwerk deutscher Technik in aller Stille entstanden waren. Und doch ist die Verwendung derartig großer Geschütze durchaus nicht neu, und gerade die Stadt Antwerpen hat, so lesen wir in der „Köln. Ztg.“ vor ihren Mauern Mörser gesehen, deren Kaliber das der 42-Zentimeter-Geschütze noch weit übertraf. Als im Jahre 1832 eine französische Armee das damals in holländischem Besitz befindliche Antwerpen belagerte und der mitgeführte Geschützpark zur schnellen Bezwingung der starken Feste nicht ausreichend erschien, konstruierte der französische Ballistiker Paixhans, der bereits früher für Napoleon I. großkalibrige Geschütze geschaffen hatte, einen riesigen Belagerungsmörser. Das Kaliber betrug 60 Zentimeter, das Gewicht des kaum 2 Meter langen Geschützes 7750 Kilogramm, und die mit einer Pulverladung von 100 Pfund verschossenen Bomben wogen 587 Kilogramm. Die Lafette gab dem Rohr an Schwere nichts nach, so daß das fertig montierte Geschütz über 15.000 Kilogramm wog. 36 Pferde schafften den Mörser aus der Gießerei bei Lüttich nach Antwerpen, wo er Anfang Dezember 1832 in Stellung gebracht wurde. Am 20. Dezember eröffnete der Mörser das Feuer gegen die Befestigungen von Antwerpen, ohne indes den erhofften Erfolg zu erzielen, obwohl von den zehn insgesamt verfeuerten Bomben neun als Treffer bezeichnet werden konnten. Die Kosten für den einzelnen Schuß beliefen sich auf den für die damalige Zeit ungewöhnlichen Betrag von 400 Francs. Nach dem Kriege wurden weitere Schießversuche mit dem Mörser angestellt, in deren Verlauf das Rohr zerbrach. Es wurde ein neuer Mörser gleicher Größe und Konstruktion mit verstärktem Rohr gegossen, der indes nicht mehr zur Verwendung kam und heute im Museum zu Brüssel steht. — Noch gewaltiger in seinen Abmessungen wie das beschriebene Geschütz ist ein von dem französischen Ingenieur Mallet erbauter Mörser. Das Rohr dieses im Museum zu Woolwich stehenden Mörsers hat ein Kaliber von 90 Zentimeter, wiegt ohne Lafette 91.000 Kilogramm und verfeuerte ein Geschütz von 1550 Kilogramm Gewicht. Seine Lebensdauer erreichte nicht einmal diejenige der Paixhansschen Mörser, da bereits nach dem vierten Schuß, das aus schmiedeeisernen Barren bestehende Rohr derart beschädigt wurde, das eine weitere Verwendung ausgeschlossen erschien.

Stark im Glauben.

Zu den verborgenen Kräften, die der große Krieg bei uns an den Tag getrieben hat, gehört auch die Kraft des Glaubens.

Ich meine damit nicht irgendeinen besonderen Glauben an den Gott der Kirchen, an den kriegerischen Geist unseres Volkes oder an die Gerechtigkeit unserer Sache. Ich meine den Glauben schlechthin; jene freudig erwärmende Zuberfüht zum Ablauf der Dinge; jene lichte Klarheit im stürmischen Gewühl unserer Gefühle und Gedanken, die den Menschen aufwärts blicken läßt, die ihn aufwärts führt und über sich selbst hinaus.

Solcher Glaube ist etwas ganz Großes, und aus ihm erwächst die Größe einer Zeit.

Wir werden deshalb das Wissen gewiß nicht verachten. Gewißheit unserer militärischen Stärke, unserer technischen Vorkehrungen, unserer wirtschaftlichen Fähigkeit bedeutet viel. Gewißheit darüber, daß wir den Frieden gewollt und den Krieg gegen unsern Willen empfangen haben; Gewißheit darüber, daß der eiserne Ring unserer Feinde und Neider kein Trugbild der Phantastie, sondern eine lebensgefährliche Tatsache war, lange bevor wir ihrer ansichtig wurden; die Gewißheit endlich unsres erbärmlichen Schicksals im Falle des Unterliegens — alle diese Gewißheiten zählen freilich mit als feste Bestandteile unsres kriegerisch gewandelten Daseins. Aber sie begründen den allgemeinen Aufschwung nicht, den herben Geist der Weihe, der uns umfängt, als ein sichtbarer Segen aus jenen Regionen, wo der Glaube wohnt.

Der Glaube eines ganzen Volkes an sich selbst — er ist es, der den einzelnen Menschen über sein armseliges Selbst emporhebt. Und dieser Glaube, der im Lärm des Alltags schlummerte, in mancher dünnen Brust fast schon entschlafen schien, er tritt nun, jählings erwacht, als eine unerhörte Macht, als der gewaltigste Kraftspender in tausend Formen zum Kampfe an.

Auch dieser Glaube kann Berge versetzen. Er ist eine Offenbarung des Göttlichen, und wir leben ihn beglückt im Innersten und demütig zugleich.

Niemand kann ihn uns rauben, solange wir ihn nicht freiwillig fahren lassen, diesen köstlichen Glauben. Laßt uns ihn festhalten, eisern fest in der eisernen Gefahr, die uns bedrängt. Eisern fest nicht minder im Glück des Sieges, auf daß wir uns des Sieges würdig erweisen.

Stark sein im Glauben heißt unbefleglich sein.

Aus: „Kunstwart.“

Die Zeitung im Kriege.

Vor dem Kriege: Wie schwoll sie an in Beredsamkeit und Umfang. Dann fiel der Würfel: Wie schnurrt sie zusammen und hüllt sich in die graue Felddienuniform des Schweigens, auf dem die Kriegsdepeſchen ſtehn wie Rangabzeichen und Waffen. Das Feuilleton fällt ab wie Herbſtlaub. Schmal wird der Inſeratenteil, aus den Kurſkolonnen ziehn die Zahlenbataillone ab, und um den Platz „Nachrichten aus dem Ausland“ ſchießt es auf mit tauſend Bajonetten: Tatſachen von Eiſen.

So wars die erſten Tage, viel anders geworden iſts noch nicht. Die ganze Zeitung um und um ein Arsenal. Die Generalſtabstelegramme fahren auf wie Kanonen, und ihre unbewegten Mündungen ſchaun dem Leſer erzen ins Geſicht. Darum herum die hart beſchnittne Klänfelarbeit der politiſchen Redakteure. Folgt der Aufklärungsdieneſt des Lokalredakteurs. Dann die leichte Keiterei der Zuſchriften aus dem Publikum. Dann die ſchwere Keiterei der Verluſtliſten. Dann die Inſanterie der reihenweiſen Gabenliſten. Und da und dort ein Vaterlandsgeſicht als Feldprediger.

Geſchloſſen den Mund für das, was kommen wird, ſarg und knapp mit dem, was ſchon gekommen iſt — Zeitung, wo ſind deine behaglich plaudernden Bäche des Friedens geblieben? Ich ſehſe deinen Weg wie eine ungeheure Turbinenröhre durch die Landſchaft gehn. Da rinnen im Dunkel, ſchießen die Bäche von einſt, als flüſſige Arbeitsäule zuſammengefaßt. Freilich, wers verſteht, ſein Ohr an die Röhre anzulegen, der hört darin genug. Tauſend Züge hört er an die Grenzen rollen, das ganze Vaterland hört er marſchieren, und ganz aus der Ferne hört er ein Donnern.

Zeitung, im Kriege ſteigt deine Schätzung. Bequem ließen ſie ſich von dir im Frieden zum Frühſtück beſuchen. Jetzt wartet ein fieberndes Volk an deinen Rotationsmaſchinen und kämpft um dich, wie dich warm und feucht das Eiſenmaul auswirft.

Zeitung im Kriege, wer hieß dich vergänglich und flüchtig? Nur der Narr. Vorüber der Krieg, begraben die Gefallenen, bejubelt die Siege, auch dieſe ins Grab geſunken, und dann vergehen ihre Kinder. Was bleibt? Ein ſpäter Enkel, der gähnt im Reichtum der Väter und kramt in alten Papieren. Fällt ihm eine vergilbte Zeitung in die Hand. In der lieſt er und lieſt. Da wird ſein Antliß heiß, und am Arme der alten raſchelnden Zeitung ſtampft er klirrenden Schritts in den Kampf ſeiner Väter zurück, wird feurig wieder und jung, und gähnt nicht mehr.

Bewahrt ſie, die Nummern der Zeitung im Kriege! Einſt werden ſie einſam und ehern ragen durch die Flut der Geſchlechter, ein gegoffenes Letzterdenkmal der gewaltigſten Zeit unſres Landes.

Aus: „Kunſtwart.“

Der Herzog.

Die Altenburger Zeitung veröffentlicht einen Feldpoſtbrief des Herzogs von Sachſen-Altenburg. Daraus folgende Stelle:

„Am 26. Auguſt hatten wir einen Marſch von genau 23 Stunden, von früh 1/7 bis zum nächſten Morgen 1/6. Dabei ſollte ich mit dem Regiment über eine Brücke, um eine Stellung zum Schutze eines Brückenbaues einzunehmen; die Brücke war aber, wie wir rechtzeitig feſtſtellten, mit Minen belegt — zwanzig Minuten darauf ſlog ſie in die Luft. Nach dreiviertelſtündiger Ruhe auf einem Stoppelfeld, nachdem wir alle aus der Feldküche gemeinſam mit den Mannſchaften — wie überhaupt faſt immer — geſſen hatten, ging es weiter bis zur Dunkelheit. Die Stimmung iſt vorzüglich. Ich habe für heute nacht ein richtiges Bett, ich glaube, das vierte mal im Krieg; ſeit acht Tagen habe ich mich heute das erſtemal ausgezogen.“ Wer denkt dabei nicht an den Urſprung des alten germaniſchen Wortes „Heerzog“? Und noch ein kleines Bild, das dazu paßt:

Als ein Samariter vom Roten Kreuz zu dem todwunden Prinzen Erſt Ludwig von Meiningen kam, der an der Spitze ſeiner Truppen gefallen war, bat dieſer ihn um einen Schlud Waſſer und gab ihm einen Zettel, auf dem geſchrieben ſtand: „Wenn ich auf dem Felde der Ehre für Deutſchlands Größe fallen ſollte, ſo begrabt mich nicht in meiner Fürſtengruft, ſondern ſcharrt mich in das Grab meiner tapferen Kameraden ein. Grüßt mir meinen Kaiſer!“

Aus: „Kunſtwart.“

„Made in Germany.“

Im Kampf mit deutſcher Konkurrenz Erkennt John Bull ſein Impotenz. Nach England wird nichts importiert, Was kein Erzeugniſstempel führt. Drum wird auf deutſches Kunſtprodukt Ein „Made in Germany“ gedruckt, Was dem John Bull im Schädl ſpuft.

Ein rieſengroßer Lenkballon Flog über d' Nordſee ſchnell davon. Indeſſen haben Engliſh men Den großen Vogel ſchon geſehn; Sie ſchrien voll Mengſten: flieh, o flieh Vor dieſem großen Vogelwieh, Denn er iſt „made in Germany“.

Unheimlich war das Standquartier In Feſtung Lüttich und Namür. Es kam die große „Bummerin“ Und nach paar Schuß was alles hin. Die Belgier ſchrien: Flieh, o flieh, Vor dieſem großen Bombenwieh, Auch das iſt „Made in Germany“.

Es haben viele Engliſh men Die deutſche Artillerie geſehn Im Franzenreich bei Sait Quentin, Da wars um ihre Schneid geſeh'n, Sie riefen alle: Flieh, o flieh Vor deutſcher Feldartillerie Aus Eſſen, „made in Germany“.

John Bull, der ſchickte von zu Haus Auf Raub drei große Kreuzer aus. Da kam im Morgendämmerſchein Das Tauchmotorboot U 9, Das raſch auf ſie Torpedo ſpie, Und nach einander verſanken ſie, U 9 war „made in Germany“.

Antwerpen eine Feſtung war, Beſetzt von einer großen Schar Von Belgiern und Engliſhmen, Sie glaubten, da kann nix geſeh'n: Von Forts umgeben waren ſie, Nach kurzem Kampfe nahmen ſie Die Helden „made in Germany“.

Es zogen mit dem deutſchen Heer Die Waſſenbrüder aus Deſt reich her In treuer Kampfgenoſſenſchaft Mit frohem Mut und friſcher Kraft Und warfen Bomben hie und da Aus Motorbatterien, hurra, Die waren „made in Germany“.

1914.

D. S.

Eingefendet.

(Für Form und Inhalt iſt die Schriftleitung nicht verantwortlich.)

Bei Epidemien und allen Infektionskrankheiten Mattoni's bewährtes Vorbeugungsmittel. Giesshübler Sauerbrunn

Eine Schale Kaffee

aus Bohnenkaffee allein hergeſtellt, ſchmeckt ſchal und leer, wie jede Hausfrau aus Erfahrung ſelbſt weiß. Erſt durch einen guten Kaffeezuſatz bekommt derſelbe Gehalt und Farbe. Als feinſte Kaffeewürze empfehlen wir Ihnen den bewährten Kaiſer-Feigenkaffee von Adolf J. Eize in Linz, der inſolge ſeines delikaten Wohlgeſchmacks, ſeines pikanten würzigen Aromas und ſeiner enormen Färbekraft und Ausgiebigkeit täſächlich unerreicht daſteht.

Krondorfer als natürliches diätetiſches Tafelwaſſer u. Heilquelle gegen die Leiden der Athmungsorgane, des Magens u. der Bläſe ärztlich beſtens empfohlen.

Niederlagen für Waidhofen und Umgebung bei den Herren Moriz Paul, Apotheke und Viktor Poſpiſchill, Kaufmann, für Göſtling bei Frau Veronika Wagner, Sodawaſſer-Erzeugerin, für Amſtetten und Umgebung bei Herrn Anton Frimmel, Kaufmann in Amſtetten.

Ein verurteilter Serbenfreund.

Unter dem 24. d. M. wurde aus Klagenfurt berichtet: Vor dem Landwehrdiviſionsgerichte ſtand heute der penſionierte Pfarrer Joſef Svaton, 47 Jahre alt, angeklagt nach § 65 a Strafgeſetz (Verbrechen der Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung). Die Anklageſchrift führt in ihren Gründen aus: Pfarrer Svaton in Schieſling a. d. Südbahn äußerte ſich nach einer Zeugnisauſſage ungeſähr Mitte Juli 1914 im Gaſthauſe Trapp im Auenhof: „Man will uns die Brüder, die Serben, ganz zu Boden drücken, aber das werden ſie nicht erreichen“, und bei einer anderen Gelegenheit in größerer Geſellſchaft im gleichen Gaſthauſe: „Ihr wißt gar nicht, wie es mit Deſterreich ſteht. Ich weiß alles, weil ich immer Zuſchriften aus Serbien bekomme. Die Serben gehören zu unſerer Nation. Ein Deutſcher iſt nicht einmal einen Schnupftabak wert.“ Die unter Anklage geſtellten Äußerungen datieren nach dem 26. Juli und von dieſem Tage ſelbſt. Am 26. Juli, dem erſten Mobilisierungstage, hielt Pfarrer Svaton anläßlich der Primiz des Paters Benjamin Petric in der Pfarrkirche zu Sternberg in Kärnten die Feſtpredigt. Wie die Anklage ausführt, erzählte Pfarrer Svaton in ſeiner Predigt, daß die Deutſchen den Primizianten geſchmiſſen hätten, ſo daß er zu den Franziskanern nach Laibach gehen mußte. Zeugen behaupten, daß Pfarrer Svaton in ſeiner Predigt dann auf den Krieg mit den Serben zu ſprechen kam. Man müſſe, ſoll Pfarrer Svaton geſagt haben, mit den Serben ein wenig Erbarmen haben, damit ſie im Kriege gut durchkommen. Man könne nichts anderes tun, als für einen glücklichen Ausgang beten; denn der Krieg gehe gegen unſere Brüder, die Serben. Pfarrer Svaton ſchloß die Predigt mit der Aufforderung: „Laßt uns für die Serben beten!“ Pfarrer Svaton ſtellte in Abrede, dieſe Äußerung gemacht zu haben. Er behauptete vielmehr, er habe in patriotiſcher Weiſe des Krieges gedacht. Die Klagebehörde ſtellte dem Pfarrer die Zeugen Anna Laſnig, Martin Stoſche, Gabriel Kopeinit, Johann Randolf und Franziska Kordaſch gegenüber.

Ende Juli kam Pfarrer Svaton in das Gaſthaus des Markus Trapp in Auenhof. Dort ſaß der Gutſverwalter Johann Greiner. Pfarrer Svaton ſoll ſich gebrüht haben, daß er wegen ſeiner ſerbenfreundlichen Geſinnung noch nicht verhaftet worden ſei und ſoll zu gegeben haben, daß er bei ſeiner Predigt in Sternberg ein Wort zu viel geſagt habe. Greiner ſoll gefragt haben, was es geweſen ſei. Darauf habe Pfarrer Svaton geantwortet, er habe eine Predigt gehalten, zum Schluſſe über den Krieg geſprochen und dabei aufgefordert, für die armen Serbenbrüder zu beten. Auf den Vorwurf Greiners hin, wie man als guter Deſterreicher ſerbenfreundlich ſein könne, ſoll Pfarrer Svaton bemerkt haben: „Wir Slowenen ſind Slawen und die Serben ſind Slawen. Daher ſind die Serben auch wirklich unſere Brüder.“

Am 29. Juli ſoll ſich Pfarrer Svaton in Gegenwart des Gemeindefekretärs von Schieſling geäußert haben, daß für das Großherbentum die Drau als Grenze geplant ſei. Das Gebiet links der Drau wäre zur Vergrößerung des Deutſchen Reiches beſtimmt. Am ſelben Tage befragte Thereſe Wertſchnig in Gegenwart des Tiſchlermeiſters Joh. Jantowitſch Pfarrer Svaton über die Kriegslage. Pfarrer Svaton ſoll ärgerlich geſagt haben: „Iſt ſchlecht, iſt ſchlecht! Es erheben ſich ſchon die Deutſchen.“

Den Vorſitz in der Verhandlung führte Herr Oberſt Hagy, als Verhandlungsleiter fungierte Oberleutnant Dr. Jſleib, die Anklage vertritt Hauptmannauditor Dr. Moller aus Graz. Als Verteidiger des Angeklagten fungiert Rechtsanwalt Dr. Ladislaus Pegan aus Laibach.

Nach durchgeführter Verhandlung wurde Pfarrer Svaton wegen des Verbrechens nach § 65 a Strafgeſetz zu einem Jahr ſchweren Kerker verurteilt.

EDUARD HAUSER K.u.K. HOFSTEINMETZMEISTER WIEN IX. Spitalgasse 10 Seit 50 Jahren die Steinmetzarbeit für 60 Kirchen geliefert. ALTÄRE, KANZELN, WEIHWASSERBECKEN GRABDENKMÄLER von der einfachſten bis zur reichſten künſtleriſchen Ausführung in Sandſtein Marmor u. Granit

Beachten Sie unsere Anzeigen!

von Süden her. Ein Monoplan in zirka sechshundert Meter Höhe. An den uns bekannten Zeichen erkannten wir ihn als eigenen. Noch bewunderten wir seinen majestätischen Flug, als mich der Wachtmeister, der zu uns vorgekommen war, am Armel zupfte und erregt auf die Straße deutete. Ein freudiger Ausruf entfuhr meinen Lippen. Kaum fünfshundert Schritte von uns stand ein Bauernwagen, auf ihm saßen fünf Kosaken, die starr auf das Flugzeug blickten. Ein Wink von mir und die Patrouille Nr. 3 saß im Sattel. Den fragenden Blick des Wachtmeisters erwiderte ich mit kurzem Kopfnicken. Ein echter Husarenstreich! Im Nu war der Wagen umringt. Die Tat eines Augenblicks. Schon standen die Russen vor mir und wußten noch immer nicht recht, was mit ihnen geschah war. Den Offizier nahm ich vor. Die Mannschaft verhörte der Freiwillige. Aus dem Offizier war nichts herauszubringen, trotzdem er französisch sprach. Er verweigerte jede Auskunft. Aber sein Notizbuch gab interessante Aufschlüsse. Die Mannschaft war redselig. Als das Verhör beendet war, kam auch schon der Jungschütze zurück. Nun wurden die Gefangenen wieder auf den Wagen gesetzt und durch einen Patrouillenführer mit zwei Husaren in Begleitung einer dem erbeuteten Notizbuch beigelegten Meldung an die Division expediert. Ihre Waffen hatten wir unbrauchbar gemacht.

Das Verhör ergab: Zehn Kilometer nordöstlich bei K. am andern Ufer drei bis vier Regimenter Infanterie, zwei Sotnien Kosaken. Morgen sollte dort eine Brücke geschlagen werden. W. W. voll von Truppen, gestern traf dort per Bahn ein Korpskommando ein. Die Kosaken gehörten dem X. Donischen Regimente an und sollten heute die Gegend von T. erreichen.

Der Jungschütze meldete: „Das Hegerhaus geräumig, Stallung für zehn Pferde, Futter in Menge. Heger patriotischer Pole, absolut verlässlich.“ Es war drei Uhr nachmittags. Ich überlegte nicht lange. Wir ritten zum Hegerhaus. Ein zitterndes Halblacht herrschte ringsum. Bald wurde der Weg breiter, ausgefahrener. Es schimmerte lichter zwischen den Kronen durch. Eine hohe Barriere zur Rechten schloß einen kleinen Weideplatz ab. Ein Hund gab Laut. Jetzt tat sich eine weite, unregelmäßig begrenzte Lichtung auf, an ihrer linken, jenseitigen Ecke stand ein langgestrecktes Haus. Der Heger stand davor. Er grüßte artig. Heu und Stroh für die Pferde, ein Lamm und Kannen von Milch für die Leute, Schnaps und zwei Flaschen Wein nebst Eiern und einigen Hühnern für mich und meinen Stab war schon vorbereitet.

Der Wachtmeister stellte sofort Posten aus. Ein Unteroffizier mit vier Husarenkehrte zwecks Ueberwachung der Straße an den Waldrand zurück. Die übrigen richteten sich wohllich ein. Nach langer Beratung mit dem Heger, der, wie sich herausstellte, ganz verständlich Deutsch radebrechte, war mein Plan gefaßt. Nach Einbruch der Dunkelheit wollte ich aufbrechen, den B. . . Fluß an einer Stelle, die mir der Heger zeigen wollte, durchschwimmen und vom anderen Ufer aus Einblick in den Rücken des Feindes gewinnen. Der Heger war ganz Feuer und Flamme. Er haßt die Moskowiter aus tiefster Seele.

Am acht Uhr brachen wir auf. Vor uns, als Vorpatrouille, der Gehilfe des Hegers mit drei Hunden. An meiner Seite der Heger — er und sein Gehilfe auf

winzigen polnischen Säulen — hinter mir der geschlossene Zug. Nach einer Stunde verließen wir den Wald. Eine weite Ebene gähnt uns entgegen, hier und dort ein verkrüppelter Baum. Ueber uns glitzert das Sternenmeer. Vorsichtig geht es weiter. Alles, was Geräusch machen könnte, ist festgeschnallt oder mit Stroh umwidelt. So huschen wir gleich einer Gespensterschar über die Ebene. Gegen elf Uhr in der Ferne ein rauschender Fluß. Bald ist er erreicht. Der Heger wiederholt nochmals seine Instruktionen und scheidet mit Segenswünschen. „Hier hinunter in die Sandgrube.“ Dann suche ich die bequemste Uebergangsstelle. Der Fluß ist breit und hat eine starke Strömung. Die Ufer sind hier ziemlich flach, aber die schmalste Stelle noch immer bei hundertfünfzig Schritte breit. „Kinder! keinen Laut! komme, was wolle!“ Vier Schritte Intervall! und nun mit Gott hinein in die reizende Flut. Bald verlieren die Pferde den Boden unter den Füßen und beginnen zu schwimmen. Einige schnauben ängstlich. Ich sehe zurück. Bis jetzt geht alles gut. Wir nähern uns der Mitte. Hier wird die Strömung reizend. Meine Augen sind starr auf das jenseitige Ufer gerichtet. Der Fluß gurgelt und rauscht sinnverwirrend. Mir wird ganz dunkel vor den Augen. Die Märchen der Kinderzeit klingen an mein Ohr von Wasser- und Zauberpalaß tief unten am Grund. Ich rüttle mich auf. Nur jetzt keinen Schwindel. Minuten, die einer Ewigkeit gleichen, gehen vorüber. Endlich fester Grund. Die Pferde wiehern leise, freudig. Das Ufer ist erreicht.

Die Pferde sind alle herüber, aber ein Reiter fehlt. Es muß ihn ein Schwindel erfaßt haben. Ich schickte den Wachtmeister flussabwärts. Keine Spur. Wie ein Held war der brave Husar — dem Befehl getreu — lautlos in den Wellen verschwunden. Soldatenlos. Ein kurzes Gebet für das Heil seiner Seele. Adieu, du Braver! Stumm und ergriffen reiten wir weiter. Nach einer Stunde wird das Terrain welliger. Hinter einem Hügel machen wir Halt. Bisher waren wir genau nach Osten geritten. Jetzt galt es, Richtung nach Nordwest nehmen. Ich sah nach der Uhr. Ein Uhr fünfundszwanzig. Aus Nordost bläst es immer stärker. Wir frösteln.

Ein heller, rötlicher Schein im Nordwest erregt meine Aufmerksamkeit. Darüber schwebt eine rosarote Dunstwolke. Nach kurzer Zeit kommen wir überein: Schein und Dunstwolke rühren von Lagerfeuern her. In der Ferne dunkelt ein Wald in der Richtung des Scheines. Dorthin. Fast eine Stunde vergeht, bis wir ihn erreichen. Es dämmt leise. Schwache Konturen werden sichtbar. Hinein in den Wald, er bietet sicheren Versteck. Sein Charakter ist ganz verschieden gegen den Wald des Vortages. Ein Gemenge von Laub- und Nadelholz. Fichten, Kiefer, Buchen und Eichen, da und dort die unvermeidliche Birke eingesprenkt. Der Boden von einem Netz von Wurzeln und Anebenheiten überzogen. Voll von Schmarokern des Waldes, Haselgesträuch, Brombeerbüschen und Schlinggewächs. Nur mühsam arbeiten wir uns durch dieses Gewirre durch.

Zerissen und zerhunden erreichen wir den jenseitigen Rand nur beschränkte Aussicht. Aber dort, dreitausend Schritte vor uns, ein von einem Garten umgebenes Haus, dahinter ein netter Hügel, der eine bebüschte Kappe trägt. Es dämmt schon stark. Das Firmament im Osten hüllt sich in glühenden Purpur.

Im Galopp gehts bis zum Haus. Alles still. Das Haus verschlossen. Im Garten plätschert ein Brunnen. „Wachtmeister, mit dem Zuge hier bleiben. Feldflaschen füllen! Partienweise tränken!“ Ich und der Einjährige gehen die Höhe hinauf. Zuletzt kriechen wir.

Was das ein Ausblick! . . . Herrgott! . . . war das ein Ausblick! Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Dort — das breite Silberband, das war der B. . . Fluß. Die Türme, die jenseits aus dem Nebel herauswuchsen, gehörten zur Stadt K. Auf dem welligen Terrain diesseits ein aufsteigender Höhenzug bedeckt mit lagerten Truppen. Noch flackern die Lagerfeuer mehrmals auf, um dann ganz zusammenzufinken. Jetzt wird es ganz hell. Die Luft ist klar und dünn. Wir zählen sechzehn große Bierede. Eine Truppendivision. Schmetternde Signale klingen hell herüber. „Einjähriger, weiter beobachten!“ Ich werfe in Windeseile eine Skizze aufs Papier und schreibe einige erläuternde Worte dazu. „Einjähriger, aufpassen! Husar Kovacs und Beregi aufpassen!“ „Hier noch einen Becher Schnaps, lieber G., und zwei Zigaretten — zwei bleiben mir — nun Gott befohlen und hoffentlich auf Wiedersehen!“ Er sollte denselben Weg reiten, den wir gekommen waren, bis zu jener Weggabel, wo wir gestern die Kosaken fingen, dann südlich des Weges, der nach T. führt, in dem welligen, stark bedeckten Terrain, abschnittsweise vorgehend, die Division in der Gegend von T. aufsuchen. Als G. meinen Augen entschuldigen war, beschlich ein eigenes, beklemmendes Gefühl meine Seele: „Werden wir uns auch jemals wiedersehen?“ Ich schüttelte rasch die Sentimentalität von mir ab, sie paßt nicht in den Krieg, am wenigsten beim Reitersmann.

Wieder wanderte mein Blick dem Feinde zu. Auf der Höhe war alles Leben und Bewegung. Die Zelte wurden abgebrochen. Ein größerer Trupp Reiter zog in südwestlicher Richtung, den von der aufgehenden Sonne hell beleuchteten Türmen von K. zu. In dieser Richtung mußte die Brückenstelle liegen. Nun begann auch die Infanterie abzumarschieren. Ich überlegte. Mein weiteres Verbleiben auf diesem Ufer gefährdete die Verbindung mit meiner Division, der Uferwechsel war später vielleicht nicht mehr möglich. Die schönsten Meldungen nützen nichts, wenn sie verspätet eintreffen. Also wieder zurück auf das andere Ufer und entlang desselben dem Feinde entgegen, womöglich bis an die Uebergangsstelle. Der Gedanke wurde sofort zur Tat. In schlankem Trab ging es zurück zur nächstlichen Uebergangsstelle. Bei Tag wars kürzer. In fünfviertel Stunden waren wir dort. Diesmal verlief die Geschichte ganz glatt.

Im Galopp ging's nun flussabwärts durch die Auen des Inundationsgebietes. Die Zeit drängte. Dann wieder ein Halt. Ein kurzes Umschauen. Trab — und weiter ab vom Fluß. Die Wellen rauschen zu laut, man hört sie. Eine Wiege begleitet die Auen. Der Boden weich und elastisch. Fünf Minuten Galopp, dann wieder hinein ins Gebüsch. Eine Schrittpause. Ein Schlud aus der Feldflasche zur Stärkung.

Ah! — rasch drücken wir uns in die Büsche, wo sie am dichtesten sind. Höchstens tausend Schritte von uns schaukeln Röhne am Fluß. Darinnen Soldaten. Pioniere. Sie bewachen eine Kriegsbrücke, die eben Infanterie überschreitet. Weiter unterhalb überschiffen auf Brückengliedern Fuhrwerke. Es läßt sich nicht unter-

zu bekommen und wir kaufen von unserer Wirtin Hendl. Unter einer kriegerischen Pose wird mit einer Hade den lieben Viechern der Kopf abgehauen. Und nun heißt es zusammenhelfen rupfen, putzen usw. Wir bringen uns ganz gut durch, obwohl schon Brot- und Zukernot eintritt. Auch Rum zum Tee ist nicht mehr zu bekommen. Da kommt am 2. plötzlich Befehl zum Abmarsch nach Tarnow. Eilends wird zusammengepackt und eine Stunde später gehts schon wieder fort. Unserer Herbergsmutter geben wir noch 5 Kronen, die darob sehr erfreut ist und auf polnisch sich lebhaft bedankt. Die Fahrt nach Tarnow dauerte wegen des schlechten Wetters bis 12 Uhr nachts. Es regnet und rieselt und uns froh ganz tüchtig und überdies werden wir von den vielen Trains immer aufgehalten. In Tarnow bekommen wir erst um halb drei Uhr nachts ein Quartier, aber dafür wieder einmal ein recht bequemes im „Hotel City“. In Tarnow erkrankt unser Betriebsleiter und muß nach Olmütz abtransportiert werden. Hier besorgen wir uns, soweit noch zu bekommen, unsere Winterausrüstung. Nachdem wir hier einige Tage verblieben, ging's am 6., nach erneuter scharfer Offensive unserer Truppen, in ein Gebiet, das schon von Russen besetzt war. In der Bahnhofrestauration in Tarnow traf ich vor unserer Abfahrt noch einen meiner allerbesten Freunde. Ein solch unverhofft Wiedersehen in fremdem Land erfreut ungemein und man fühlt sich gleich wieder für einige Zeit frischer und froher.

Der erste Ort, in dem Russen gehaust, ist Czarna. In den Wohnungen ist beinahe alles zertrümmert, die Geschäfte beraubt. Es waren Kosaken hier. Ein armer Jude, der uns beherbergt, nennt angeblich nichts mehr sein eigen und jammert und weint. „Was soll ich mit meinen Kindern im Winter machen?“ Wir fahren über Pilzno, Debica, Sedziszow, Kopenein nach Rzeszow. Diese Fahrt war gerade in der ärgsten Regenzeit und während der größten Trainbewegungen. Bei den Brücken mußten wir oft stundenlang warten. Mehrere

Tag gab es weder ein Mittag-, noch ein Abendessen. Nur im Vorüberfahren einen Tee oder etliche Eier geschwind verschlungen. Wir sind hier den Russen überall sehr knapp auf den Ferse. In Sedziszow brennen noch die Häuser und hier vernehmen wir nach langem wieder starken Geschützdonner. Am 9. nachmittags erreichen wir Rzeszow. Die ganzen Orte her erzählten uns die Bewohner von den Kulturthaten der Russen, wie's ja hinlänglich in den Zeitungen berichtet wurde. In Rzeszow wartet uns schon dringend Arbeit. Am Postamt ist alles zerstört. Telephon- und Telegraphenapparate teilweise zerstört. Der Boden der ganzen Zentrale war mit aufgewickelten Telegraphenpapierstreifen bedeckt, auf denen die Russen scheinbar nächtigsten. Wir setzten eilends zur Not die Station in Betrieb und besorgten den Dienst bis zur Ablöse durch Zivilbeamte am 18. Wie immer hatten wir uns auch hier ein gemeinsames Quartier gesucht. Eine ganz hübsche Wohnung eines besseren Beamten. Wir machten uns natürlich sehr gemütlich und kochten wieder selbst. Gejungen und gespielt und sonstiger Alk wurde getrieben, wenn wir dienstfrei waren. Wir saßen am letzten Tag vor unserer Abfahrt gerade gemütlich beisammen, als ein junger Mann schüchtern eintrat und sich als Eigentümer dieser Wohnung vorstellte. Der Augenblick war föhlich! Wir in unserer Selbstherrlichkeit räumten ihm ein Bett, das durch Nachtdienst frei, gnädigst ein und warteten ihm mit Tee auf. Da wurde diese edle Polenseele mutiger und besch sich seine Wohnung, die ganz unversehrt geblieben. Am nächsten Tag ging's ohnehin schon weiter und er war von der lästigen Einquartierung wieder befreit! —

Anton Schweiger.

Möbliertes Kabinett
mit einem Bett ist für Jahrespartei zu vermieten. Auskunft in der Verw. d. Bl.

Ganz Oesterreich

kennst Jägerndorf als eine der größten **Tuchfabrikstädte** d. Monarchie. Der Bezug von **Herren- u. Damenstoffen** wie auch **schlesischer Leinwand** direkt vom **Fabrikplate** bedeutet daher für **jeden Privaten** eine ganz bedeutende Ersparnis. Verlangen Sie demzufolge kostentlose Zusendung meiner reichhaltig. **Musterkollektion**. Insbesondere bemustere ich **Reflektat** z. tatsächlichen Spottpreisen

Tuchverlanhaus Franz Schmidt
Jägerndorf Nr. 243, Deft.-Schleß.

Millionen
gebrauchen gegen 113
HUSTEN
Heiserkeit, Katarrh
Verschleimung,
Krampf- und Keuchhusten
Kaiser' Brust-Caramellen
mit den „3 Tannen“
6050 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten verbürgen d. sicheren Erfolg
Äußerst bekömmliche u. wohl-schmeckende Bonbons.
Paket 20 und 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben bei Moriz Paul, Apotheke.

Versteigerungs-Edikt.

Auf Betreiben der Kreditgenossenschaft für Brauer und Gastwirte r. G. m. b. H., in Einz. vertreten durch Dr. Karl Beurle, Hof- und Gerichtsadvokaten in Einz., findet

am 3. Dezember 1914, vormittags 10 Uhr

bei dem unten bezeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 11, die Versteigerung des den Ehegatten Franz und Anna Orthmayr in Kröllendorf gehörigen Hauses Nr. 20 in Kröllendorf, selbes Grundbuch E.-Z. 44 (Sp. 35, Haus Nr. 20, Sp. 468/1, 468/2 Garten, 471/4, 471/7 und 462/3 Wiese) samt Zubehör, bestehend aus verschiedener Gasthauseinrichtung, wie Tischen, Bänken, Gläsern, Tellern usw. statt.

Die zur Versteigerung gelangende Liegenschaft, ein neben der von St. Leonhard am Wald nach Umstetten führenden Bezirksstraße liegendes, ebenerdiges Gasthaus, ist auf 12 846 K, das Zubehör auf 198 K 30 h bewertet.

Das geringste Gebot beträgt 9 697 K; unter diesem Betrage findet ein Verkauf nicht statt.

Die Versteigerungsbedingungen und die auf die Liegenschaft sich beziehenden Urkunden (Grundbuchs-, Hypothekenauszug, Katasterauszug, Schätzungsprotokolle usw.) können von den Kauflustigen bei dem unten bezeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 11, während der Geschäftsstunden eingesehen werden.

Rechte, welche diese Versteigerung unzulässig machen würden, sind spätestens im anberaumten Versteigerungstermine vor Beginn der Versteigerung bei Gericht anzumelden, widrigens sie zum Nachteile eines gutgläubigen Erstehers in Ansehung der Liegenschaft selbst nicht mehr geltend gemacht werden könnten.

Von den weiteren Vorkommnissen des Versteigerungsverfahrens werden die Personen, für welche zur Zeit an der Liegenschaft Rechte oder Lasten begründet sind oder im Laufe des Versteigerungsverfahrens begründet werden, in dem Falle nur durch Anschlag bei Gericht in Kenntnis gesetzt, als sie weder im Sprengel des unten bezeichneten Gerichtes wohnen, noch diesem einen am Gerichtsorte wohnhaften Zustellungsbevollmächtigten namhaft machen.

Die Anberaumung des Versteigerungstermines ist im Lastenblatte der Einlage für die zu versteigernde Liegenschaft anzumerken.

A. k. Bezirksgericht Waidhofen a. d. Ybbs, am 22. Oktober 1914.

Dr. Böhr.

Tüchtige Schmiede,

Schlosser und Dreher

finden bei gutem Verdienst dauernde Beschäftigung bei der

Hainfelder Werkzeugfabrik Auwerk

Gustav Girtschall

Hainfeld (Niederösterreich).

1745

Wohnungstafeln

mit folgendem Wortlaut sind in der Druckerei Waidhofen a. d. Ybbs zu haben:

Möbliertes Zimmer unmöbliertes Zimmer zu vermieten.
Möbliertes Zimmer mit separiertem Eingang zu vermieten.

Wenn Ihr das in allen deutschen Gauen Recht viele Schulen, Kindergärten bauen, kauft keine andern Bücher ein als die vom deutschen Schulverein!

Filialen in Wien:

I. Wipplingerstr. 28 — I. Kärntnering 1, vorm. Leopold Langer — I. Stubenring 14 — Stock-im-Eisenplatz 2 (vormals Anton Czjzek)
II. Praterstrasse 67 — II. Taborstrasse 18 — IV. Margaretenstr. 11
VII. Mariahilferstrasse 122 — VIII. Alserstrasse 21 — IX. Nussdorferstrasse 10 — X. Favoritenstrasse 65 — XII. Meidlinger Hauptstrasse 3 — XVII. Elterleinplatz 4.

K. K. PRIV

Filialen:

Bruck a. d. Mur, Budweis, Freudenthal, Göding, Graz, Iglau, Klosterneuburg, Krakau, Krems a. d. Donau, Krummau i. B., Laibach, Lundenburg, Mährisch-Trübau, Neunkirchen, Sternberg, Stockerau, Waidhofen a. d. Ybbs, Wiener-Neustadt.

allgemeine Verkehrsbank

Filiale Waidhofen a. d. Ybbs, Oberer Stadtplatz Nr. 33

Oesterr. Postsparkassen-Konto 92.474.

im eigenen Hause.
Telegramme: Verkehrsbank Waidhofen-Ybbs.

Interurb. Telephon Nr. 23.

Ung. Postspark.-Konto 28.320.

ZENTRALE WIEN.

Aktienkapital und Reserven K 65,000,000

Ankauf und Verkauf von Wertpapieren zum Tageskurse.
Erteilung von Auskünften über die günstigste Anlage von Kapitalien.

Lose und Promessen zu allen Ziehungen.
Provisionsfreie Einlösung von Kupons, Besorgung von Kuponbogen, von Vinkulierungen, Versicherung gegen Verlosungsverlust, Revision verlosbarer Effekten.

Belehnung von Wertpapieren zu niedrigen Zinssätzen.
Uebernahme von offenen Depots: Die Anstalt übernimmt Wertpapiere jeder Art, Sparkassebücher, Polizzen, Dokumente in Verwahrung und Verwaltung in ihre feuer- und einbruchsicheren Kassen.

Vermietung von Schrankfächern, die unter eigenem Verschluss der Partei stehen, im Panzergewölbe der Bank.

Jahresmiete pro Schrank von K 12.— aufwärts.
Spareinlagen gegen Einlagebücher: $\frac{1}{4}\%$. Die Verzinsung beginnt bereits mit nächstem Werktag. Für auswärtige Einleger Postsparkassen-Erlagscheine zur portofreien Ueberweisung. Die Rentensteuer trägt die Anstalt.

Uebernahme von Geldeinlagen zur bestmöglichen Verzinsung
Einzahlungen und Behebungen können vormittags und nachmittags während der Kassastunden von 8 bis 12 und 2 bis 5 Uhr erfolgen. An Sonn- und Feiertagen geschlossen.

in laufender Rechnung. Tägliche Verzinsung, das heißt, die Verzinsung beginnt bereits mit dem nächsten Werktag.

Zweck und Vorteil des Kontokorrents: der Einleger übergibt der Bank seine überschüssigen Gelder, Tageslosungen, eingegangenen Außenstände, Kupons, Schecks usw. zur Gutschrift und Verzinsung, wogegen die Bank Zahlungen an den Einleger oder an dritte Personen prompt leistet. Infolge täglicher Verzinsung und jederzeitigen Behebungsrechts können Gelder auf die kürzeste Zeit zinsbringend angelegt werden.

Auf Verlangen Ausfolgung eines Scheckbuchs es. Der Kontoinhaber leistet seine größeren Zahlungen nicht bar, sondern mit Scheck, welchen der Empfänger bei der Bank einkassiert. Post-erlagscheine zu portofreien Einzahlungen stellen wir gerne zur Verfügung.

Einkassierung von Wechseln, Ausstellung von Schecks, Anweisungen und Kreditbriefen auf alle Haupt- und Nebenplätze des In- und Auslandes.

Geldumwechslung, Kauf und Verkauf von ausländischen Gold- und Silbermünzen, Noten, Schecks, Devisen zu günstigen Kursen.
Erteilung von finanziellen Auskünften kostenlos.

Uebernahme von Börsenaufträgen für sämtliche in- und ausländischen Börsen.

Franz und Karoline Stumfohl

danken herzlichst für die ihnen anlässlich ihrer
Vermählung zugekommenen Glückwünsche.

Waidhofen a. d. Ybbs, im Oktober 1914.

Technische Kanzlei
Ing. Karl Haas jun.
behördl. autor. und bechrter
Zivil-Geometer
Waidhofen a. d. Ybbs
Oberer Stadtplatz Nr. 6, 1. St. 1722

Adolf Hilbert :: Wildpret-Handlung
Unterer Stadtplatz 30.

Empfehle alle Gattungen Wildpret insbesondere

Rehfleisch zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Um zahlreichen Zuspruch bittet

Hochachtungsvoll **Adolf Hilbert.**

**Jahres-
Wohnung!**

Ganzer erster Stock, 5 Zimmer, Kabinet, Küche, Veranda, Terrasse, elektrisches Licht, englischer Abort, Waschküche, Holzlager. Wasserleitung zu vermieten ab 1. November, kann auch geteilt werden. — Vogner, Unterzell 1.

Hochprima Rückenspeck

und Speckfild zum Schmelzen, ferner geräucherten Speck, unterspiktes und fettes Selchfleisch, sowie echtes Schweine-schmalz zu billigsten Engros-Preisen versendet gegen Nach-nahme **F. Kollmann**, Wurstfabrik, Wien XVI. Hafner-straße 117. — Verlangen Sie ein Preisblatt. 1648

JOSEF NEU
beh. gepr. Steinmetzmeister
Amstetten, Wörtstrasse 3
Granitsteinbruchbesitzer in Neustadt a. D.



empfehlen ein reichhaltiges Lager
von 10 0—1

**Grabdenkmälern
Schriftplatten etc.**

aus allen gangbaren Steinsorten in
schönster u. modernster Ausführung
zu billigen Preisen.

Schleiferei mit elektr. Betrieb
daher nur eigene Erzeugnisse.

Lieferung aller Gattungen

Bauarbeiten

wie
**Quader, Stufen, Rand-
steine, Pflasterwürfel**
usw. Ferners

Steinmetzarbeiten für Landwirtschaften
z. B. Pressteine, Obstreiben, Futtertröge.

Wer Bedarf hat, versäume nicht, Preisliste zu verlangen.

Original amerikanische Schuhe, Tip-Top'



**Konkurrenz-
los!**

Preiswert!

Erstes Waidhofner Schuhwarenhaus
Unterer Stadtplatz Nr. 40.

Zahntechnisches Atelier Sergius Pauser

Waidhofen a. d. Y., Oberer Stadtplatz 7.

Sprechstunden von 8 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags.
An Sonn- und Feiertagen von 8 Uhr früh bis 12 Uhr mittags.

Atelier für feinsten künstlichen Zahnersatz
nach neuester amerikanischer Methode, vollkommen schmerz-
los, auch ohne die Wurzeln zu entfernen.

Zähne und Gebisse
in Gold, Aluminium und Kautschuk, Stützähne, Gold-
Kronen und Brücken (ohne Gaumenplatte), Regulier-
Apparate.

Reparaturen, Umarbeitung
schlecht passende Gebisse, sowie Ausführung aller in das
Fach einschlägigen Arbeiten.

Mäßige Preise.

Meine langjährige Tätigkeit in den ersten zahnärztlichen
Ateliers Wiens bürgt für die gebiegenste und gewissen-
hafteste Ausführung.

Herbapny's Unterphosphorigsaurer

Kalk-Eisen-Sirup.

Seit 45 Jahren ärztlich erprobter und empfohlener
Brustsirup

Wirkt schleimlösend, hustenstillend, appetitanregend, befördert Verdauung und Ernährung
und ist überdies vorzüglich geeignet für Blut- und Knochenbildung; insbesondere bei
schwächtlichen Kindern.

Preis einer Flasche 2 K 50 h, per Post 40 h mehr für Packung.

Alleinige Erzeugung
und Haupt-Versand: **Dr. Hellmanns Apotheke (Herbapny's Nachfolger)** „Zur Barmherzigkeit“
Postversand täglich. Depots bei den Herren Apothekern in: Waidhofen a. d. Ybbs, Amstetten, Pittenfeld, Manf, Meit, Neulengbach, Pöchlarn, Seitenstetten, Scheibbs, St. Pölten, Ybbs. Postversand täglich.

Depots in den meisten Apotheken.

Nur echt mit unten-
stehender Schutzmarke.



Für Nachahmung wird gewarnt.

Herbapny's Verstärkter

Sarsaparilla-Sirup.

Seit 43 Jahren eingeführt und bestens bewährt. Ausgezeichnetes,
mild wirkendes Abführmittel. Beseitigt Hartleibigkeit und deren üble Folgen. Befördert
den Stoffwechsel und wirkt blutreinigend. 1335

Preis einer Flasche 1 K 70 h, per Post 40 h mehr für Packung.

WIEN, VII/1,
Kaiserstrasse 73 — 75.
Postversand täglich.

Auf der III. Internat. pharmazeut. Ausstellung mit der grossen goldenen Medaille prämiert.